

7. Technik als Medium der Kontingenzverteilung

Die multiple Differenzierung der Gesellschaft durch
Explikation des Impliziten und ihre evolutionären
Nebenfolgen

I. Das Kontingenz-Bewusstsein und die Narrative der Moderne

Die soziologischen Beschreibungen der Moderne und ihrer aktuellen, nach- oder spätmodernen Umbauten gehen in der Regel von der prinzipiellen Kontingenz aller sozial wirkungsvollen Institutionalisierungen aus. So wie die säkulare Soziologie der Religion einen Platz im Arsenal eindeutig *imaginärer* sozialer Konstrukte zuweist, so gelten im Prinzip alle Gestalten »objektiven« Sinns, Rechte und Währungen wie soziale Bindungen in einem grundlegenden Sinne als kontingent. Sie mögen wirklich (d.h. verwirklicht und wirksam) sein, weil, wenn und solange an sie geglaubt wird. Aber sie könnten auch ganz anders bzw. gar nicht existieren (bzw. in Kraft gesetzt sein).

Es ist kein Verlass selbst auf die am stärksten ausgehärteten sozialen Tatsachen. Kein letztes Fundament, keine zeitlose Idealität, keine apodiktische Realität ist in Sicht. Die klassischen soziologischen Erzählungen unterstellen außerdem, dass sich das Kontingenzbewusstsein im allgemeinen Publikum zusammen mit strukturellen Rationalisierungen und im Zuge der sozialen Diffusion reflexiver Attitüden *ausbreitet* (z.B. als »Individualisierung«, d.h. als vermehrte biographische Kontingenz). Die Behauptung einer Tendenz zur zunehmenden und sich ausbreitenden Gewissheit der Ungewissheit ist eine Art teleologischer Restbestand des älteren Fortschrittsparadigmas. Es wird nicht alles besser, aber es wird und es bleibt alles prinzipiell änderbar, sofern es nicht notwendig, sondern eben kontingen ist (so wird eben auch heute im dominanten Krisen-Diskurs die aktive *Reaktion* auf das anthropogene Risiko,

das unser Klima bedroht, moralisch gefordert und höchst anthropomorphisierend von der politischen Tat erwartet).

Der modernistische Optimismus der Intervention, der Emanzipation, der innerweltlichen Erlösung durch Sozialreform erodiert, aber die Verhältnisse gelten weiter als änderbar. Im Zweifelsfall werden bei Krisen deshalb noch immer Verantwortliche gesucht und gefunden, um das Unbehagen an sachlicher Unklarheit über verbessernde Eingriffe wenigstens durch die Bestimmung einer Adresse für Anklage und Schuldzuweisung zu lindern. Die Pandemie, die 2020/21 alle systemrelevanten Pläne durcheinanderwirbelt, von der Staatsschuldenvermeidung mit Verfassungsrang bis zur privaten Urlaubsplanung, wird als säkularer Durchbruch des Kontingenzbewusstseins bestaunt. Soziologische Schnäppchen-Jäger geben Parolen aus und eignen sich – ohne Pflege des Fundorts – theologische Versatzstücke wie den Begriff der »Widerfahrung« an.

Aber nimmt die Kontingenz der gesellschaftlichen Verhältnisse und nimmt das allgemeine, sozial verteilte Kontingenzbewusstsein in den Evolutionen der Gesellschaft tatsächlich einfach zu? Es könnte sein, dass eine genauere Unterscheidung zwischen Arten der Kontingenz und zwischen Arten der Herausforderung durch diese Kontingenzen eher Umverteilungen als Steigerungen zu erkennen gibt. Die folgenden Überlegungen spielen den Gedanken durch, dass durch die Institutionalisierung einschränkender Bedingungen des Handelns und der Kommunikation, d.h. durch abstrakte Verfahren, durch die Festlegung von Sinn in der Artikulation praktischen Wissens in expliziter Sprache, durch Umformung von Routinen in prädictative Gesetze, kurz: durch *Technik* soziale Kontingenz nicht verarbeitet oder »abgebaut« und auch nicht erhöht, sondern viel mehr »verlagert« und folgenreich umverteilt wird. Die Umgruppierung statt den Abbau (bei erhöhtem Bewusstsein) von Kontingenz hervorzuheben, bedeutet, eine andere Erzählung der Moderne vorzubereiten.

An dem kleinen Unterschied zwischen Umverteilung und Verarbeitung von Kontingenz hängt nichts weniger als die Notwendigkeit, sich von einem wesentlichen Merkmal des klassischen Narratives der Modernisierung zu verabschieden: und zwar von der Unterstellung einer stetigen (wenn auch ambivalenten) Steigerung und Durchsetzung technisch-instrumenteller Rationalität (Weber). Auch noch die dunklen Erzählungen der Moderne, von der »Dialektik der Aufklärung« (Horkheimer/Adorno 1988) bis zu Foucaults *machtkritischer Analyse* der modernen »Episteme« (Foucault 2005), bleiben als mittlerweile klassischen Rekonstruktionen des Übergangs in die moderne Ge-

sellschaft dem Paradigma einer Steigerungslogik verpflichtet (vgl.: Schulze 2003). Es gilt als ausgemacht, dass der Fortschritt der technischen Rationalität der objektiven Möglichkeit nach die bedrohliche Kontingenz des »Naturzustandes« (den Schrecken der Naturgewalt wie den rohen Egozentrismus der menschlichen Gattung) abbauen, wenn nicht gänzlich auflösen könne. Zwar halten Adorno und Foucault (und auf seine Weise auch: Heidegger 1953) der zur *Technik* verkümmerten Aufklärung den Verlust an authentischer Vernünftigkeit, eine existentielle Besinnungslosigkeit oder die Preisgabe des recht verstandenen humanum vor. Aber auch die negative Dialektik der Aufklärung und die fundamental-ontologische Deutung der Technik als das »Gestell« der verdinglichten Auslegung des Seins (Heidegger 1953, vgl. dazu: Kalthoff 2019: 163ff.) konzedieren der Verdinglichung, oder auch der Gouvernementalität, die faktische Kapazität zur wirklich effektiven Ordnung der Verhältnisse.

Die soziologische Diagnose auf eine strukturelle Ersetzung der »Gefahr« (exogene Bedrohung) durch das »Risiko« (gesellschafts-endogene und anthropogene Bedrohung), im Sinne von Beck (1986) und vieler anderer, suggeriert sinnverwandt immer noch, dass es sich bei dieser Dynamik um einen Betriebsunfall im Großmaßstab »unvollständiger Aufklärung« (Habermas 1985) handelt, der bei vernünftiger Justierung der Eingriffsinstrumente (»Welt-Innenpolitik« und *technisch* induzierte Nachhaltigkeit) korrigiert werden könnte. Die Umstellung der analytischen Betrachtung von »Kontingenzabbau« auf »Kontingenzverteilung« (bzw. auf die Differenzierungs dynamik einer variantenreichen Kontingenz-Verlagerung) impliziert demgegenüber, dass die theoretischen Karten neu gemischt werden müssten.

Die klassische Theorie geht von der Möglichkeit einer effizienten Reduktion von *irritierender* Komplexität (Umwelt) durch die *Steigerung* integrierter und gesteuerter Komplexität (Gesellschaft) aus. »Kultur« ist der Titel für die *Ge samtheit* der strukturgebenden Einschränkungen operativer Anschlussmöglichkeiten, die sich bei Austritt der Verhaltensorganisation und der sozialen Weltverhältnisse aus der Naturauslastigkeit explosionsartig vermehren (siehe unten); »Technik« ist die Überschrift für denjenigen Teilbereich kultivierter Sinn- und Materie-Bewirtschaftung, in dem die zweckrationale Selektion von Anschlussoptionen in abstrakte Verfahrensformeln und in materiell objekti vierte Verkörperungen übersetzt und dadurch auf Dauer gestellt wird.

Eine Vorbedingung für diese Möglichkeiten der Einschränkung von Möglichkeiten ist also das gesteigerte Kontingenzbewusstsein, durch das vor allem technische Kontingenzbewältigung angestoßen werden kann. Die kanonischen Theorien der Moderne neigen dazu, diese (instrumentelle) Kontin-

genzbewältigung für objektiv möglich, ja für technisch mehr oder weniger realisiert zu halten, während die Möglichkeit der Kontingenzzunahme eher auf die Seite des Kontingenzbewusstseins, also der Vorstellungen, der Mentalitäten und der Gedanken, geschlagen wird. Beinahe schält sich als verbindendes Axiom der Diskurse der Moderne heraus, dass sich das Maß an objektiver Kontingenz in der Welt umgekehrt proportional zur semantischen und intentionalen Aufmerksamkeit für sie verändert (was auch noch die in unseren Tagen aktuelle Krisenanzeige unter dem Titel des »Anthropozän« stärker in die Tradition zurücksetzt, als die Mahner meinen, vgl. dazu: Vetlesen 2020: 109ff.).

Episoden der markanten Steigerung des gesellschaftlichen »Kontingenzbewusstseins« werden in der wissenschaftlichen Diskussion teils wie gesellschaftliche Epochenübergänge behandelt. Die Beispiele für solche Transformationen der Kontingenzaufmerksamkeit reichen vom kulturellen Komplexitätszuwachs und den Reflexionsgewinnen der »Sattelzeit« (Koselleck) bis zur »Krise der Repräsentation« in der bürgerlichen Hochmoderne. Während der Morgenröte einer durchrationalisierten Welt fand der bürgerliche Aufbruch in die Gestaltung der Gesellschaft seine entscheidenden Antriebe im Glauben und im Anspruch, politische Lagen en détail und »die« Geschichte en gros frei gestalten zu können. Wo Kontingenzbewusstsein zunimmt, steigen die Unsicherheiten, aber es öffnen sich eben auch Interventionsräume. Der okzidentale Rationalismus der Weltbeherrschung (Max Weber, vgl. dazu: Schluchter 1980) und der moderne Aktivismus (Parsons 1996) reagieren auf die mittlerweile schon banale Erfahrung der Kontingenz der Lebensverhältnisse zu Beginn der säkularen Technisierung. Aber sie nehmen diese Erschütterung von Gewissheiten auf der Grundlage einer umwälzenden Euphorie der Gestaltbarkeit zum Anlass für offensive Unternehmungen. Zuerst befeuert die Krisis der alten Sicherheiten der tradierten Lebenswelt die Aufbruchsstimung. Doch nach Durchschreiten des Zenits der Interventionslust schlägt der Optimismus der zweckrationalen Steuerung des Fortschritts um in die Einsicht, dass instrumentell rationale Kontingenzbewältigung diese Kontingenz nicht reduzieren kann. Die planende Regulation erzeugt ungeplante Nebenfolgen (Beck et al. 2001) und schiebt damit den Berg der Kontingenzen vor sich her (die wissenschaftlich-industrielle Naturbeherrschung erzeugt Gutes wie den Impfschutz, aber sie löst ebenso soziale und ökologische Krisen aus; die Kernenergie ist alsbald entlarvt und erweist sich als ein Danaergeschenk).

Schon das 19. Jahrhundert diskutierte (jedenfalls im Okzident) am Ende einer den Sinn des Daseins verzehrenden Entzauberung der Lebensverhält-

nisse das Problem des Nihilismus. Nietzsche artikuliert im andauernden Fieberwahn und in verzweifelter Eitelkeit – vorbildlich und beispielgebend für Viele – die Flucht der Suche nach dem Lebenssinn in einen operettenhaften, aufgesetzten Vitalismus. Und auch die »Philister« (Nietzsche), das nüchterne Bürgertum, die kultivierten Trägermilieus der großen kapitalistischen Transformation werden nervös. Die innerweltlichen Asketen der Wertschöpfung betrachten ihre eigenen Errungenschaften in Technik und Wissenschaften zunehmend mit vibrierender Angstlust, das irritierte Publikum stürzt sich in die Überschwänglichkeit des Ornaments, in Operette und *décadence*, während zugleich die so genannte soziale Frage als Mutter aller nicht intendierten gesellschaftlichen Nebenfolgen des bürgerlichen Reformeifers Unruhe verbreitet (vgl. zur ausführlichen Zeichnung des 19. Jahrhundert als der Ära einer umfassenden »Verwandlung der Welt«: Osterhammel 2016). Tonangebend werden in der »Wiener Moderne«, in der Kunst, in der Psychoanalyse wie in der Phänomenologie noch die vermeintlich neutralen Mittel der Darstellung, des Ausdrucks, der Beschreibung und der Erklärung der Lebensverhältnisse, werden Zeichen, Bedeutung und die Sprache selbst als kontingent und abgründig erfahren. Eine Krise der Referenzsicherheit aller Zeichensysteme macht ein nicht länger ermunterndes, sondern einschüchterndes Kontingenzbewusstsein zum paradigmatischen »Zeitgeist« des Fin de Siècle (Janik/Toulmin 1985). Es breitet sich die Tendenz aus, jede tradierte Substanzialität der Kultur in den Strudel der Unverbindlichkeit zu stürzen, und diese Tendenz lässt bald viele von denen, die sich das Erlebnis der Sinnkrise materiell leisten können, taumeln in eine wahnhafte Freude über den Ausbruch des Weltkriegs. Das Grauen vor Verdun räumt am Ende zwar jede Illusion von Ritterlichkeit ab, die Entzauberung patriotischer Flausen hinterlässt den fühllosen »Maschinenmenschen« (E. Jünger) und den »Mann ohne Eigenschaften« (R. Musil). Aber der Fortschritt war auch nach den Wirren des Weltkriegs noch immer nicht vollends diskreditiert. Noch blühten die Wissenschaften, die Künste entfalteten im Windschatten des Autoritätsverlustes der alten Mächte eine zweite Welle der Autonomisierung. Die fatalistische Form der Generalisierung des Kontingenzbewusstseins bedurfte noch weiterer Einstimmungen, noch größerer historischer Enttäuschungen.

Erst das 20. Jahrhundert endet durch den Verlust der strahlkräftigen Vision einer zweifellos besseren Zukunft auf vielfältigen Arenen – auch in der theoretischen Reflexion – in einer Stimmungslage, die von dem Gefühl des Verlustes eines wesentlichen Widerlagers des »modernen Kontingenzbewusstseins« geprägt ist. In der »Sattelzeit« (Koselleck 1979) und auch noch

in den durch den ersten Weltkrieg erschütterten kulturellen Verarbeitungen des Erbes des 19. Jahrhunderts bildete das Zutrauen in die Gestaltbarkeit der Verhältnisse, in die rational planbare (wenn auch auf vehementen Widerständen treffende) Optimierung gesellschaftlicher, politischer, technischer wie alltäglicher Verhältnisse die geradezu tragende Rückseite des Kontingenzbewusstseins. Auch deshalb sollte zwischen den Weltkriegen in den Ruinen der zuvor ständisch gegliederten Vaterländer erst einmal der »neue Mensch« geformt werden.

Die Toleranz für Unsicherheiten kann gesellschaftlich nur steigen, solange die demiurgische Euphorie der *vita activa* Kompensationen verspricht. Ohne die Freisetzung des Spielraums für die Selbst-Ermächtigung des »geworfenen« und auf keinem festen Boden gegründeten »Daseins« zum »Entwurf« (Heidegger 1984: 175ff.) – von der Konstitutionalisierung des politischen Lebens bis zur technischen Abschaffung von Hunger, Elend und Ungleichheit – anders gesagt: ohne Hoffnung auf Fortschritt und bewusst wie planvoll gestaltete stetige Melioration, wäre der Einsicht in die Kontingenzen aller Verbindlichkeiten eine solch steile Karriere aufgrund der kaum tolerierbaren Nebenfolgen einer allgemeinen Verunsicherung kaum beschieden gewesen. Und man kann – ohne philisterhaften Unterton – behaupten, dass auch noch die »postmoderne« Generalisierung der allgemeinen Geltungsskepsis ausgeprägte Wohlstandslagen voraussetzt, von der Pensionsberechtigung akademischer Ironiker bis zur Zahnestraktion mit Lokalanästhesie.

Die Depression setzt gesellschaftshistorisch erst nach einer kräftigen Anhebung der Fallhöhe ein. Talcott Parsons konnte noch in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts die totalitären Exzesse in Deutschland, Italien und der Sowjetunion als regressive, aber doch vorübergehende Intermezzi im stetigen Prozess einer funktionalistisch interpretierten, allgemeinen und unaufhaltsamen Modernisierungstendenz der (nach U.S. amerikanischem Vorbild gezeichneten) Weltgesellschaft werten (Parsons 1996: 156ff.).

Diese Sicherheit ist in den vergangenen drei, vier Dekaden grundlegend verloren gegangen. Die »Grenzen des Wachstums«, die globalen Risiken und die prekäre Entleerung der Zukunftshorizonte der globalisierten Weltgesellschaft (das strukturelle, fundierte Ende der Utopien, vgl.: Eickelpasch/Nassehi 1996) nehmen dem gesellschaftlichen Zeitbewusstsein den Fortschritts-optimismus.¹ Es bleibt der Eindruck eines Verlustes der Bodenhaftung durch

¹ Wobei sich in *differenzierungstheoretischer* Perspektive das Ende der sozialen bzw. gesellschaftlichen Utopie nicht als beliebige Reaktion auf überzogene Gestaltungser-

überbordende Kontingenzzwiesheit übrig, ohne dass bis heute die rasante Aufladung des Kontingenzbewusstseins mit Krisengewissheit und Risikovermutung durch einen epochemachenden Gestaltschluss der kulturellen Situationsdeutung in eine handlungsleitende Zieldefinition hätte überführt werden können.²

Lässt sich nun aber dieser Bogen der Moderne, der Weg vom selbstsicheren und selbstgerechten Programm der Beherrschung der Kontingenzen bis zum fiebrigen, durch Wachstum kaum noch sedierbaren Kontingenzbewusstsein, wirklich überzeugend zusammenfassen und verstehen als objektive und subjektive Kontingenzsteigerung?

II. Widersprüche der Kontingenzdiagnose

Die theoretisch angeleitete Analyse muss Vorsicht walten lassen: die Heterogenität all der Anlässe der Kontingenzerfahrung der Moderne, die schon in einer solchen kurzen Skizze auftauchen, ist bereits Grund genug, die Diagnose auf »Kontingenzen« skeptisch zu betrachten. Bei Nachfrage fällt bald auf, dass der semantische Gehalt der sozialen Kontingenzerfahrung und ihrer Artikulation mit dem *theoretischen* Sinn eines geklärten Kontingenzbegriffes kaum zur Deckung zu bringen ist.

Die philosophische Theorie scheint in der postmodernen und in der »post-empiristischen« Entwertung aller Letztbegündungs-Sprachspiele die letzten Ausläufer transzendentaler Begründungs-Versuche, aber auch letzte Realismus-Ambitionen nachhaltig zersetzt zu haben. Nichts also ist gewiss, und jede Sicherheit büßt ihren apodiktischen Status ein – außer der konstruktivistischen Selbstgewissheit, dass alles Wissen und alle sym-

wartungen darstellt, sondern als eine tief verankerte, beinahe notwendige Folge der gesellschaftsstrukturell erzwungenen Umstellung der sozialen Koordinationsformen (z.B. Systemgenese). Die multipel differenzierte Weltgesellschaft (Renn 2014a) vollzieht sich nicht mehr nur in einem einzigen, hegemonialen Zeithorizont, siehe auch: Habermas 1985, Luhmann 2005.

² Was allerdings aus strukturellen Gründen durchaus auch unmöglich sein könnte, weil jede globalistische Zukunftsvision ihren provinziellen Charakter schon wegen ihrer Form, weil sie einer überzogenen Prätention gleichkommt, nicht überwinden kann (siehe dazu die vorstehende Fußnote).

bolischen Sinnwelten partikulare Konstruktionen sind.³ Im Unterschied zu den fundamentalistischen Antifundamentalismen der Theorie bleiben *soziale* Kontingenzerwartungen im Sinne alltäglicher, milieuspezifischer und kultureller Unsicherheits-Wahrnehmungen (bzw. -behauptungen) in der Regel auf paradoxe Weise *selektiv*. Denn in diesen Kontingenzerwartungen wird auf der einen Seite ein erheblicher Schwund an Lebenssicherheiten ausgemacht, auf der anderen Seite aber wird *direkte* Abhilfe dringend erwartet, obgleich der Appell an fiktive Größen adressiert wird. Man appelliert entweder an substantialisierte Akteure und Größen, die als »Objekt«-Fiktionen gelten müssen (Werte, Volk, Natur, Ethnie), oder aber an »die Politik«, wenn nicht gleich an »die« Gesellschaft, denen steuerungsoptimistisch die Lösung aller Probleme und die Gewährleistung von Sicherheit zugetraut wird. Es bleiben in diesen Appellen der eigene Anteil der Politik und der »Gesellschaft« an der Kontingenzerzeugung folglich ausgeblendet.

Solche Unklarheiten lösen sich nicht einfach auf, wenn man der Wissenschaft oder gar der Theorie das Privileg einräumt und der kontingenzerdrohten Alltagsattitüde (die natürlich in den verschiedensten Facetten auftritt) einen womöglich vorteilhaften (weil beruhigenden) Mangel an Widerspruchsfreiheit zugesteht. Unklar bis widersprüchlich ist der *soziologische* Begriff der sozialen Kontingenzer selbst. Die theoretische Generalisierung des Kontingenzerdacht – seine Ausdehnung auf schlichtweg jedes semantische und soziale Feld⁴ – entwertet aufgrund der unausweichlichen Selbstbezüglichkeit einer solchen Diagnose das bestimmende *Kriterium* der Differenz zwischen Kontingenzer und Notwendigkeit. Jede soziologische Diagnose auf Kontingenzbewusstsein ist selbstbezüglich, und sie muss darum ihren

3 So, dass z.B. in der Soziologie aus dem wissenschaftstheoretischen Vorbehalt gegen normative Prämissen zugunsten rein deskriptiver Geltungsansprüche (»Wertfreiheit«) mittlerweile ein ebenso stereotyper wie für selbstevident gehaltener, allgemeiner »Konstruktivismus« geworden ist. D.h. alle Geltung und alle »Realitäts«- und »Referenz-Garantien« sollen nichts als kollektive Fiktionen sein, deren konstativ-deskriptiver Gehalt im Sinne berechtigter oder rationaler Sach-Adäquanz einfach gar nicht mehr als diskutabel gelten (allerdings und in der Tat: »gelten«) sollen.

4 Siehe dazu das in Karl Mannheims generalisiertem Ideologiebegriff angezeigte Schicksal der Wissenssoziologie (Mannheim 1929), die sich selbst zur kontingenzen Konstruktion von sozialen Konstruktionen erklären muss (vgl. Schütz 2004) und den beanspruchten Status einer »freischwebenden« Beobachterposition nur mehr anekdotisch plausibilisieren kann.

Anspruch auf empirische Trifftigkeit durch *Unterscheidung* von Kontingenzen-Formen über eine gewisse Strecke der Analyse hinweg entparadoxieren. Für diese Unterscheidung trägt die Lehrbuchauskunft, »kontingent« sei alles, was zwar (der Möglichkeit nach) »real«, deswegen aber nicht notwendig ist, noch nicht weit genug. Unklar bleibt noch immer, wie die Diagnose auf »Kontingenzbewusstsein«, also auf die bereits *reflexive* Gestalt einer sozialen Beobachtung »erster Ordnung«, die gesellschaftliche Kontingenzen konstatierter, genau zu verstehen sei. Kann die soziologische Diagnose unterscheiden zwischen einem selbst kontingenzen und einem notwendigen (z.B. sachlich erzwungenen, adäquaten) Kontingenzbewusstsein, und wäre diese Differenzierung schon eine Lösung der Konsistenzprobleme? Entschließt sich die Soziologie dazu, das moderne Kontingenzbewusstsein als eine *gesellschafts-strukturell notwendige* Reaktion auf der Ebene der Semantik (der »Kultur«, des Wissens) zu behandeln, so dementiert sie unter der Hand die von ihr beanspruchte Generalisierung der Kontingenzdiagnose, die alle sozialen Institutionen betreffen soll. Bekannt sie sich andererseits zur Kontingenzen der von ihr selbst gestellten Kontingenzdiagnose, wird diese als eine empirische Beobachtung hältlos, weil eine gegenteilige empirische Beobachtung gleiche Geltung beanspruchen könnte.⁵

Wenn das Kontingenzbewusstsein als Merkmal moderner kultureller Selbstverständnisse strukturell »notwendig« sein soll, weil es ja (und dann eben *nicht* kontingenterweise!) deskriptiv der *faktischen* Bodenlosigkeit aller deskriptiven und normativen Ansprüche auf Letztgeltung und Bestandsgewissheit »gerecht« würde, so beruht diese Annahme auf einer störenden Zirkularität. Eine solche zirkuläre Argumentation kann die soziologische Generalisierung des Kontingenzverdachtes nicht ausreichend tragen, denn

5 Das ist keine abgehobene Frage der Begriffslogik und der Paradoxie von Geltungsansprüchen für empirische Behauptungen, sondern ein Dilemma in der Sache selbst. Vielleicht »irrten« sich die Wortführer der »Moderne«, und es täuschten sich die Vertreterinnen einer spätmodernen, nihilistischen Stimmungslage. Vielleicht sind die Vorstellungen der Vertreter des spätmodernen Krisenbewusstseins sachlich unzutreffend. Die Diagnose auf Kontingenzen kann ja nicht die »vor-kontingenzbewusste« (hegelianische) Figur einer reflexiven Selbsteinholung bemühen. Es ist geradezu umgekehrt auch die verallgemeinernde Kontingenzvermutung (verwandt mit der älteren »Relativismus-Debatte«) als womöglich soziale (Selbst-)Täuschung zu beargwöhnen. Ist nicht ein höherer Betrug denkbar, der uns, wie es einst bei Descartes hieß, ein Traumbild als Realität ausgibt? Ist die Notwendigkeit allgemeiner Kontingenzen alles Faktischen also womöglich ein Schein?

die Soziologie kann die Notwendigkeit der Verhältnisse nicht gut deskriptiv attestieren und zugleich grundlagentheoretisch *dementieren*. Die soziologische Analyse kommt – auch ohne den faulen Ausweg in ein (naiv) realistisches Selbstverständnis – aus diesem Grunde nicht darum herum, den Selbstbezüglichkeits-Zirkel »operativ« (also im *Vollzug* der Erkenntnis) streckenweise zu unterbrechen. Sie muss im vollen Bewusstsein eines ironischen Verhältnisses zum »Gegenstand« bei der »Sache selbst« anfangen und sich später selbst in den Gegenstandsbereich eintragen. Sie muss die »Sache« also zuerst in der Attitüde einer Beobachtung »erster Ordnung« in ihrer diachronen Dimension untersuchen und dabei ihre Beobachtung unter den Vorbehalt der Selbstreferenz stellen.⁶

Ein Vorteil dieser Strategie ist methodischer Art: sobald man die *Selektivität* der Untersuchung des Kontingenzbewusstseins offensiv in Rechnung stellt, muss die *Notwendigkeit* der Beziehung zwischen sozialem Kontingenzbewusstsein und »objektiver« oder »struktureller« Kontingenz der modernen gesellschaftlichen Institutionen *gar nicht mehr unterstellt* werden (und das mindert den Druck der Widersprüchlichkeit). Im Gegenteil, die Analyse gewinnt Freiräume bei der Untersuchung entsprechender Zusammenhänge und kann darum vielleicht sachlich freilegen, was sich dem in den Narrativen der Modernisierung sozial (und auch soziologisch) artikulierten Kontingenzbewusstsein *entzieht*: dass nämlich Modernisierung weder eine Zunahme an objektiver gesellschaftlicher Kontingenz noch eine Zunahme an sozialem Kontingenzbewusstsein impliziert, sondern viel eher als *eine durch Differenzierung erzeugte Kontingenz-Umverteilung* betrachtet werden könnte (oder sollte).⁷

Die Untersuchung der modernen Kontingenzlagen gewinnt durch ein spezifisches, paradigmatisches Vokabular (durch den Begriffshaushalt einer Wissenschaftssprache) Abstand zu normativen, politischen und

6 Damit ist gemeint: sie kann sich dann, in einer rasanten Drehung, selbst (jedenfalls das Signifikat selbstgezogener Aussagen) im narrativen Entwurf als Resultante der beschriebenen Dynamik unterbringen. Am Ende könnte dann womöglich ohne Schaden für den deskriptiven Anspruch das Eingeständnis der eigenen Kontingenz der soziologischen »Beobachtung« erfolgen.

7 Man *beginnt* also mit direktem Bezug auf die Sache, aber die Drehung der Perspektive wird am Ende wieder erforderlich: die Beobachtung erster Ordnung wird nachträglich als fingierte Realitätsunterstellung markiert und durch die Ergänzung des Bildes durch die explizite Selbstreferenz der Analyse praktisch zu einer Beobachtung zweiter Ordnung aufgestuft.

teleologischen Narrativen der Moderne. Solch ein Vokabular bietet die Evolutionstheorie – vorausgesetzt, sie wird nicht auf die Erklärungsformate der Lebenswissenschaften reduziert. Die Verwendung dieses Vokabulars erlaubt es zudem, die Beobachtung und Einschätzung von typischen *modernen* Lagen aus *allgemeinen* Überlegungen zum Verhältnis zwischen Kontingenz und sozialer Organisation *überhaupt* zu gewinnen. Die folgenden Überlegungen setzen deshalb nicht gleich gesellschaftstheoretisch an, sondern bei verhältnismäßig *elementaren* Kontingenzeffekten.

Es beginnt mit dem Einbau von Kontingenz in die – angeblich kausal geschlossene – Reproduktion des Lebens. Von da an lässt sich die Entfaltung *sozialer* Kontingenz *grundlagentheoretisch* auf die Evolution von »Sinn« als einem besonderen Medium der Koordination des Handelns beziehen. Nach einigen Umwegen – die sich aber am Ende durch die Sache legitimiert sehen – findet die Diskussion zur Betrachtung der *modernen* gesellschaftlichen Konstellationen der Kontingenzverteilung zurück.

III. Sinnevolution und basale Handlungskontingenz

Jedes individuelle und jedes kollektive, jedes praktisch oder systemisch realisierte Kontingenzbewusstsein, in welcher gesellschaftlichen Strukturlage auch immer, könnte als eine reflexive, selektive Artikulation objektiver Merkmale von *Sozialität überhaupt* betrachtet werden. Das kommunikative und kulturelle Wissen befördert die Kontingenz zum Generalvorbehalt gegen jede vermeintlich aus der Sache selbst erwachsene Notwendigkeit gesellschaftlicher Routinen. Damit holt es womöglich nur ein, was mit dem Übergang aus der natürlichen Evolution kooperativer Sozietäten in den Bereich der kulturellen Koordination des sozialen Handelns unausweichlich schon verbunden ist. Die Unsicherheit des Verhaltens steigt durch die Vermehrung der Optionen, die sich allein durch den Einsatz der *symbolischen Funktion und des Zeichens* bei der Abstimmung des Verhaltens einstellt.

Dass überhaupt evolutionäre Entwicklungen im Bereich der Mutation des Genotyps anfänglich primitiven Lebens, retrospektiv betrachtet: Selektions-tendenzen in Richtung gesteigerter Komplexität der Organisation des Lebens, aufgetreten sind, ist für sich genommen ja keine Selbstverständlichkeit. Diese Dynamik kann anders kaum erklärt werden als durch das Zugeständnis, dass die vermeintlich kausal geschlossene und deterministische »Natur« (vgl. aber: Putnam 2001) in ihre eigene Reproduktionsweise, in den biologischen

Mechanismus einer innerhalb subtiler Toleranzgrenzen schwankenden, immer imperfekten Kopie der Baupläne des artspezifischen Lebens, bereits eine Art »objektiver« und dabei bereits »doppelter« (wenn auch nicht kommunikativ strukturierter) Kontingenz eingebaut hat: kontingen ist die Reproduktion auf der Ebene des Phänotyps (Walter/Hümpel 2017: 37ff.), sofern erstens die Kopie der verketteten Basenpaare *Fehler* zulässt und zweitens die epigenetisch selegierte Genexpression individuierende Abweichungen hervorbringt, woraus in chaotischer, erst im großen Skalenbereich *ordnungsbildender* Selektionsarbeit neue Organisationsprinzipien emergieren können.⁸ Kontingen ist überdies die Gesamtheit der für diese Selektion kriterial ausschlaggebenden Umweltbedingungen (evolutionäre Epigenese, siehe: Rehmann-Sutter 2017: 120ff., Parnes 2013), zumal schon in der ersten Natur die »Anpassung« der Arten nicht als Einfügung in ein statisches Ensemble von objektiven Überlebensbedingungen angesehen werden kann. Denn erstens verändern diese Umwelten gewissermaßen endogen ihr Gesamtprofil (teils in Folge kumulativer Effekte, die sich nicht aus den Antezedenzbedingungen ableiten bzw. prognostizieren lassen). Oder jene Umwelten sind exogenen, disruptiven Veränderungen unterworfen (wie Meteoriteinschläge). Zweitens beeinflussen die zur Selektion anstehenden genotypischen Variationen, deren »fitness« durch den Test auf Fortpflanzungs-Tauglichkeit überprüft wird, allein durch ihren eigenen Anteil am ökologisch komplexen Stoffwechsel – wenn auch nur mi-nutiös (siehe aber kumulative Effekte) – eben jene Umwelt, an die sich anzupassen ihnen objektiv auferlegt ist. Man kann mit Bezug auf diese Form der gerade *nicht* notwendigen Entwicklungsverläufe (vom Standpunkt der Antezedenzbedingungen emergenter Phasenübergänge aus betrachtet) von »*objektiver Kontingenz*« des Verhältnisses zwischen Organismen bzw. Populationen oder Arten und »Umwelten« sprechen.

An der *partiellen* Angemessenheit kausaler Erklärungen von »natürlichen« Prozessen (von Erklärungen also, die den Bereich der »natürlichen«, objektiven Kontingenz durch Markierung des Geltungsbereiches von Naturgesetzen begrenzen) ändert diese »doppelte, objektive« Kontingenz zunächst wenig.

8 Dabei ist mit Rücksicht auf die Diskussion der epigenetischen Faktoren bei der Ausbildung des Phänotyps als noch ungeklärt zu behandeln, wie weit sich Resultate der epigenetischen Spezifikationen und Selektion der Gen-Expression, also die Ergebnisse der »Übersetzung« des Codes in der Ontogenese (qua Transkription und Translation), ihrerseits tatsächlich *vererben*, siehe: Walter/Hümpel 2017.

Die evolutionäre Dynamik der Mutation von Flora und Fauna unterstützt eigentlich schon in Darwins Auffassung der Selektionsmechanismen eine *funktionale* (d.h. vom Ergebnis aus »rückwärts« gerichtete) Erklärung (»Fitness« ist deshalb keine objektive Eigenschaft *ex ante*, sondern ein nachträglich zu attribuierendes Merkmal, das die immer erst *ex post* erwiesene Funktionalität zum Ausdruck bringt, die bei anderem Verlauf objektiv *nicht* gegeben gewesen wäre). Gäbe es hier eine explanativ interessante Ursache, so handelte es sich bestenfalls um eine altertümliche (aristotelische) »causa finalis«, die gleichsam vom Ende her »zieht« und erst nachträglich betrachtet der Stabilisierung einer Variation »zugrunde liegt«. Im Bereich des »Ursprungs« der Arten ist die Unterstellung kausalgesetzlicher Notwendigkeiten auf der *Meso*-Ebene evolutionärer Mechanismen aber trotzdem eine unerlässliche Voraussetzung dafür, überhaupt die Kontinuität und (mit Rücksicht auf die Mechanismen materieller Reproduktion) die Kontiguität einer »great chain of being« (Lovejoy 1936) unterstellen zu dürfen.

Das Bild ändert sich indessen wesentlich, sobald – auf welchen Wegen auch immer – das Medium des »Sinns« und die durch den Gebrauch des Zeichens (zunächst der Geste) vermittelte reflexive *Intentionalität* der Einzelorganismen in die Abstimmung zwischen artspezifischer (heutzutage vorzugsweise: »genetischer«) Ausstattung und praktischer Koordination des Handelns (das nun schon mehr als »Verhalten« ist) interveniert (Tomasello 2002, 2011). Aus der objektiven Kontingenz der Umweltbedingungen (beispielsweise aus den Unsicherheiten der Ressourcenlage) wird »erlebte« (und insofern protoreflexive, weil nicht »begriffene«, aber zumindest für das Handeln effektiv irritierende), *intentionale* »doppelte Kontingenz«. Nicht die doppelt unvorhersehbare (also »ontologisch« und auch »epistemisch« unsichere) Zukunft der Ressourcenlage einer Population in ihrem Habitat, sondern bereits die innerhalb der Population zuvor »instinkt-basierte« Abstimmung der Aktivitäten der Einzelorganismen wird unsicher, sobald an die Stelle z.B. Pheromon-gesteuerter Verhaltensabstimmung (Ameisen »interpretieren« einander nicht) *Kommunikation* im Medium der Zeichen tritt, die immer auch etwas anderes auf Seiten des Gegenübers implizieren könnten (Parsons 1964).

Die lebenswissenschaftliche Rekonstruktion entsprechender Übergänge von einer Organisationsform in die nächste suggeriert durch die Einheit des *Vokabulars*, mit dem die unterschiedlichen Phasen beschrieben werden, mehr Kontinuität der Entwicklung, als es der Sache angemessen ist. In der Regel wird in der Wissenschaftskultur positiver Naturwissenschaften die Dramatik des Übergangs und des Unterschieds zwischen 1) genetisch program-

mierten Abstimmungen und 2) einer kommunikativen, Zeichengebrauch einschaltenden Koordination des Verhaltens heruntergespielt. Die Infrastrukturen der beiden Organisationsformen werden beispielsweise durch äquivoke Verwendungen des Begriffs der »Information« assimiliert. Eine sozial- und sprachwissenschaftliche Bestimmung des den Übergang definierenden Explanandums, d.h. hier: des Zeichengebrauchs und der Ausdifferenzierung reflexiver Intentionalität, stellt dieser Assimilation gegenüber radikalere Unterschiede zwischen den Organisationsformen in Rechnung (vgl.: Lux 2017: 150f.). Eine lückenlose Rekonstruktion der Startkonditionen für die kulturelle Evolution (Boyd/Richerson 2005) erscheint umso anspruchsvoller, je stärker der Versuch einer Erklärung die *Heterogenität* der für das Gesamtgeschehen zuständigen Beschreibungsvokabulare (und Gegenstandsentwürfe) würdigt. In der materiellen Festlegung von Selektionen auf biochemischer Basis (genetische Reproduktion und Epigenese) spielen »Informationen« eben nur in einem *metaphorischen* Sinne eine Rolle (Parnes 2013). Um das deutlich zu machen (und damit die Dramatik des Übergangs von der »objektiven« zur primären, *intentionalen* »doppelten, Kontingenz«) ist es geboten, die konzeptuellen Implikationen des Sinnbegriffs genauer zu betrachten.

»Sinn« kann als ein hoch ambivalentes, genetisch-genealogisch gesehen: *emergentes* Resultat evolutionärer Entwicklung betrachtet werden (d.h. es lässt sich beides mit Recht behaupten: Sinnverarbeitung ist Resultat der natürlichen Evolution und transzendent zugleich ihre Prinzipien). »Sinn« als eine Relation zwischen einem Zeichen und einem Bezugsgegenstand (und einem Interpret und anderen Zeichen) legt durch seine spezifische Infrastruktur (z.B. durch die Identitätsbedingungen) den Keim für eine Art von Kontingenz, die sich von der objektiven Kontingenz im Verhältnis zwischen lebendem Organismus und materieller Umwelt (Stoffwechsel) radikal unterscheidet. Die Zeichenrelation bringt die »objektive«, für eine naturwissenschaftliche Beobachtung von sinnfreien »Tatsachen« unproblematische Bestimmtheit von Dingen und Ereignissen ins Wanken. Aus dem Zeichengebrauch resultiert nach unauffälligen Anfängen scheinbar bloßer Repräsentation eine Umkehr der Konstitutionsrichtung: das »esse« der Objekte wird das »interpretari«. Den Kern dieser folgenreichen Infrastruktur der Zeichenrelation bildet die referentielle Beziehung, die nur vom Standpunkt einer zutiefst ungenauen Gleichsetzung zwischen »natürlichen« Zeichen und arbiträren Bedeutungsträgern aus als eine einfache Fortsetzung der ein-eindeutigen Beziehung zwischen z.B. genetischer »Information« und dem Produkt ihrer epigenetischen Transkription und Translation in Zellgewebe verstanden werden kann. Mit

der Etablierung sinnhafter und also in einer elementaren (nicht notwendig im aktuellen Vollzug reflexiv auffälligen) Weise *interpretationsverpflichtender* Koordination des Handelns im Medium des Zeichengebrauchs sind bereits mehrere Differenzierungen impliziert, durch die der Zusammenhang zwischen einem Zeichen (respektive seinem situierten Gebrauch) und den damit kanalisierten Erwartungen eine spezifisch *soziale* Kontingenz konstituiert:

1) Zeichen sind Zeichen nur dann, wenn sich ein Zeichen (zunächst ein materieller Bedeutungsträger in der Präsenz-Form seines je aktuellen Vorkommens, d.h. ein »Token« [Ch. S. Peirce]), in pragmatisch hinreichend *geordneter* Weise, auf etwas anderes als sich selbst bezieht (oder bezogen wird, oder werden kann). Das Zeichen ist ein *Zeichen*, wenn es vereinfacht gesagt, »für etwas steht«. Damit – unter evolutionären Gesichtspunkten – diese »Selbsttranszendierung⁹ des Zeichens im Horizont der Sinndimension¹⁰ überhaupt »anspringen« kann, muss in der »Teilnehmerperspektive« (in der Wahrnehmung der Zeichenverwender) die (de facto *arbiträre*) Repräsentationsbeziehung zunächst als eine scheinbar *nicht* kontingente »Appräsentations«-Beziehung erlebt und behandelt werden. Appräsentation ist dabei ganz im phänomenologischen Sinne zu verstehen als dem Anschein nach (also

⁹ Diese Transzendierung der bloßen Selbst-Gleichheit (bzw. Identität) durch die beugnehmende Relation scheint von vornherein auf die aktive Transzendierung des Zeichens durch einen Zeichen-Verwender – man ist durch die lange Tradition versucht zu sagen: durch ein »Subjekt« – hinzuweisen. Subjektivität als eine evolutionäre Errungenschaft zu erklären setzt jedoch andererseits eine gewissermaßen objektive Transzendenz des Zeichens bereits voraus, so dass z.B. G. H. Mead schon vor geraumer Zeit »Sozialität« *nicht* als sekundäre Beziehung zwischen zwei »Subjekten« definiert hatte (die dann vor jener Sozialität bereits subjektive, d.h. »Ich« und »Welt« abgrenzende, Qualitäten aufweisen müssten, was in einen explanativen Regress führen würde), sondern als die Eigenschaft »zwei Dinge zugleich sein zu können« (indem einem Ereignis simultan innerhalb zweier Bezugssysteme eine Rolle zukommt), siehe: Mead 1959, vgl. auch: Renn 2016a: 74ff.

¹⁰ *Aktueller* (also als faktisch *aktualisierter*) Sinn ist getreu der Formel: »omnis determinatio est negatio« bestimmt durch die Konjunktion von impliziten Negationen *potentieller* Referenzalternativen (sowohl in der »paradigmatischen« als auch in der »syntagmatischen« Dimension); jedenfalls dann, wenn man an dieser elementaren theoretischen Einstiegstelle einer »differenztheoretischen« Semiotik folgen muss. Und dafür spricht neben sprachtheoretischen Plausibilitätskriterien im vorliegenden Zusammenhang schon die evolutionstheoretische Rahmung. Denn es ist höchst plausibel, dass der Schwellenübergang in protosprachliche Formen der Sozialorganisation die Emergenz einer ganzen »Lebensform« (Wittgenstein), und nicht einfach die singuläre Okkurrenz eines ersten, isolierten Zeichengebrauchs bedeutet.

im Erleben) unmittelbare Mitgegebenheit des Bezugsgegenstandes, auf den in der subjektiven Auffassung durch das Zeichen hindurch direkt gesehen werden kann (Husserl 1991, Schütz 1971). Für den Zeichenverwender »ist« das Zeichen der Bezug (das Bezugsobjekt). Es ist – immer: dem Anschein nach – der »Ausdruck« das, was er ausdrückt. Das aber heißt nur, dass die faktisch implizierte soziale bzw. intentionale doppelte Kontingenz nicht im (genetisch wie systematisch) primordialen Modus zeichenvermittelter Praxis schon von »Kontingenzbewusstsein« begleitet sein kann (weil eine solche Verunsicherung das *Anlaufen* der zeichenvermittelten Koordination des Verhaltens verhindern würde; am Anfang linguistischer Kooperation steht gewissermaßen ein sinntheoretischer Überoptimismus der Zeichen- bzw. Sprachnutzer). Objektiv hat die pragmatische Tauglichkeit des Zeichengebrauchs trotzdem eine *differentielle* Voraussetzung: das Zeichen ist eben nicht wirklich das Bezeichnete (sie unterscheiden sich nicht nur materiell, sondern in ihren pragmatischen Rollen, in ihren Identitätsbedingungen). Deshalb hat die Institutionalisierung der Symbolfunktion strukturell bedeutsame Nebenfolgen: die Handlungskoordination über Zeichengebrauch muss, über kurz oder lang, die Zeichenverwender unvermeidlich mit der Erfahrung der Enttäuschbarkeit von Erwartungen konfrontieren (Dewey 1896). Dadurch wird aus der *objektiven*, intentionalen und sozialen doppelten Kontingenz (der Kontingenz an sich, die durch die gelockerte Bindung zwischen Zeichen und Gegenstand im Vollzug entsteht) ein erfahrbares, mithin reflexiv intentionales Problem der Koordination des Verhaltens (Kontingenz an und für sich). Das »Verhalten« ist gerade durch die Zwischenschaltung und durch die Intervention der Zeichenfunktion nun zum *Handeln* geworden, weil jetzt in die Verknüpfung von »Reiz« und »Reaktion« die sinnvermittelte – objektiv kontingente – Selektion zwischen den im Sinnhorizont potentialiter gegebenen Bedeutungs- und also Reaktionsalternativen interveniert (Dewey 1896). Wenn Zeit dafür ist, muss man sich jetzt, sobald nicht »Reize«, sondern »Ausdrücke« (also z.B. Zeichen für nicht direkt sichtbare Absichten) beantwortet werden müssen, »überlegen«, wofür genau (im Horizont möglicher Alternativen) ein Zeichen, ein Laut, eine Geste »stehen« kann.

2) Ein Zeichen kann nicht nur einmal, nicht in der singulären und nie wieder kehrenden Verbindung eines »Tokens« mit einem Ereignis oder einem Gegenstand, den es »bezeichnet«, als ein Zeichen fungieren, da die signifizierende Verbindung (im Unterschied zu den sogenannten natürlichen Zeichen) eine *arbiträre* Relation ist, die darum auf eine, man könnte sagen: »institutionalisierende«, Befestigung der Verbindung zwischen Signifikant und Si-

gnifikat durch die Sicherstellung der Wiederholbarkeit der im Einzel-Token realisierten Referenzbeziehung angewiesen ist (wie auf ein entsprechendes »Gedächtnis«, das in den klassischen Zeichentheorien erst der Idealität der Bedeutung und dann dem Subjekt zugeschrieben wurde). Auf der *zeitlichen* Achse der Zeichen-Gebrauchs-Relation ist die *Wiederholbarkeit* der Aktualisierung der Referenzbeziehung zwischen Token und Objekt (also die faktische Bezugnahme) entscheidend für den Status des Zeichens als Zeichen, denn erst diese Iteration macht aus dem Einzeltoken (dem Vorkommnis dieses einen Zeichens) die Realisierung eines generalisierten »Types« (siehe aber zur Frage der Stabilität dieser Wiederholung: Derrida 1974, 1988).

Ganz im Sinne einer emergenztheoretischen Perspektive ist hier die zeitliche Relation der Konstitution des Zeichens gegen den (temporalen) Strich der kausalen Beziehung zu lesen. Erst die Typisierung des Vorkommnisses zum Muster einer Gattung (Type) erzeugt rekursiv das Zeichen und macht das Einzelzeichen (das Zeichenvorkommnis) zu einem Token, also zur exemplarischen Verwendung eines generalisierten Types, der von dort aus betrachtet dann »hic et nunc« aktualisiert wird. Die Repräsentationsbeziehung beruht insofern notwendigerweise bereits auf (Proto-)Generalisierungen.¹¹ Diese Generalisierungen transzendentieren die »specious present« (W. James) einer Verwendungsaktualität; woraufhin sie dann wiederum Situationstranszendenz ermöglichen: nicht nur einmal, nicht nur hier und jetzt, kann eine Geste »für« einen Gegenstand, für ein Ereignis oder auch für eine Absicht »stehen«, wenn sie überhaupt auf nachvollziehbare (bzw. auf für die Koordination kollektiver Kooperation relevante) Weise für einen anderen als den Gesten-Verwender etwas hinreichend Bestimmtes anzeigen können soll. In diesem Überschuss der Geste bzw. des einfachen Zeichens über die unmittelbare Verwendungssituation hinaus (ohne den es auch in *dieser* aktuellen Situation keine anzeigenende Funktion erfüllen könnte) ist dann bereits die Übertragbarkeit der Zeigefunktion dieser typischen Geste auf neue Kontexte, auf andere Verwendungssituationen der Möglichkeit nach

¹¹ Hier ist von »Proto«-Generalisierungen die Rede, weil hier die intensionale Einheit eines *abstrakten* Begriffs (dessen Bedeutung selbst sprachlich bestimmt werden könnte), der die Menge der unter den Begriff fallenden Einzelerscheinungen extensional begrenzt, für die Zeichenkonstitution weder praktisch erforderlich noch genetisch möglich ist (denn das wäre zirkulär). Was nötig und möglich ist, um das Zeichen sozusagen »in Gang zu setzen«, ist nur die »Familienähnlichkeit« (Wittgenstein 1984) zwischen Fällen der Verwendung eines – zunächst nur phonetisch identischen – Ausdrucks.

angelegt. Aufgrund dieser Übertragbarkeit auf neue Situationen mischt sich in die prinzipielle Arbitrarität des Zeichen-Types bereits eine weitere Quelle der Zeichen-Bedeutungskontingenz unter. Denn bei der Übertragung einer Zeichen-Verwendungs-Praxis auf einen »neuen« Kontext, der sich gegenüber der primordialen Zeichen-Verwendungs-Situation als neuer Kontext notwendig in mindestens einem Merkmal unterscheiden muss, erhöht sich die Unsicherheit der Zeichenbedeutung. Denn es steigt die Variationsbreite des indexikalisch gegebenen Referenzraumes der Zeichenverwendung. Es könnte in der neuen Verwendungssituation jetzt und hier ein bislang nicht abgedeckter Aspekt der Situation, dieser Situation bzw. eines Situationstypes, »mitgemeint« sein.

3) Es sind deshalb die zeitliche Extension der Zeichen-Verwendungspraxis (Iteration und Transformation) und das primordiale Moment der Generalisierung in der Differenz zwischen Type und Token notwendig aufs Engste verknüpft mit der *sozialen* Achse der Zeichenverwendung und der entsprechend sozialen Kontingenz der Zeichenbedeutung. Denn Zeichen sind ja ertens schon auf primodialer Ebene keine monologisch funktionalen Mittel der »Selbst-Adressierung« (Mead 1959), sondern sinnvoll allein als Elemente *kommunikativer* Praktiken, und sie haben deshalb zweitens besonders mit Rücksicht auf ihre Koordinationsfunktion im Feld *kooperativer* Praxis nicht primär eine denotative, sondern zuvorderst eine adressierende, »proto-illuktionäre« Rolle (Tomasello 2011), der gegenüber die »monologische« Bezugnahme auf »Objekte« (foro interno) eine immer schon aus der vorsprachlichen gemeinsamen Umgangsweise mit »Dingen« abgeleitete Sonderrelation ist. Die vermeintliche, wenigstens praktisch vorläufig unwiderlegt unterstellbare Identität der Zeichenbedeutung (im Verhältnis zwischen Ego und Alter) setzt die hinreichende Ähnlichkeit der *Auffassungen* dieser Bedeutung zwischen zwei Zeichenverwendern (-Rezipienten) *in der Zeit* voraus, schon einfach deshalb, weil Ego das Zeichen nicht nur einmal bzw. nicht beim zweiten Male womöglich auf nicht mehr die gleiche (hinreichend ähnliche) Weise wie Alter deuten kann. Zuviel Varianz schwächt den Koordinationseffekt. Die Einheit der Bedeutung muss erst einmal durch die (wenigstens unterstellbare) Konsistenz der Regel der *wiederholten* und wiederholbaren Zeichenverwendung garantiert sein.¹² Die Institutionalisierung der zeichenvermit-

¹² Diese »Identität« der Zeichenbedeutung ist indessen keine natürlich zur Verfügung gestellte Ressource der Koordination, sondern sie ist ein sozial institutionalisiertes Artefakt (teils eine *de facto* etablierte Selektionsroutine, teils eine idealisierende Unter-

telten Koordination des *Verhaltens* ist also wegen der Intervention der Sinnhorizonte in die Selektion von Reaktionen auf »Reize« bereits die Koordination des »*Handelns*« (qua Bindung der Handlungs-Akt-Einheit an die Identität eines »Sinns«). Denn 1) wird die Beziehung zwischen dem Zeichen und seinem Referenzgegenstand (wenn es denn ein »Gegenstand« ist) zu einer nicht selbstverständlichen Selektion, weil das Zeichen in einem *Sinnhorizont* steht, der dem Zeichen durch Ausschluss von Alternativen distinkte »Bedeutung« gibt durch die Negation von mit-implizierten *alternativen* Selektions-Optionen (das ist die Folge der Arbitrarität des Zeichens). Und 2) wird diese Selektionsleistung, die am Verhältnis des Zeichens zu Alternativen ansetzt, nun nicht mehr von einer »blinden« Auswahl im Medium der langfristigen Probe auf funktionale Überlebenstauglichkeit modifizierter Verhaltensorganisationen (»survival of the fittest«) erbracht. Sondern diese Auswahl der Alternative wird von einer – mit der Institutionalisierung der Zeichenfunktion notwendig ko-evolierten – komplexen Form der internen Verhaltensorganisation des Einzelorganismus getragen, der zum *Bewusstsein* der Kontingenz der Verbindung zwischen Zeichen und ihrer Bedeutung (bzw. Referenz) vorangeschritten ist.

stellung, die dazu dient, Abweichungen der Zeichenbedeutung in der kommunikativen Praxis in einer praktisch funktionalen Weise unterschlagen zu können). Für die praktisch hinreichende Übereinstimmung der Zeichenbedeutung müssen deshalb soziale Vorkehrungen einstehen, was zunächst heißt, dass eine *repräsentationalistische* Bedeutungstheorie gerade für die *genetische* Frage nach der Überführung objektiver in soziale Kontingenz keine taugliche Grundlage liefern kann. Deshalb korrigiert z.B. die Habermassche Sprachphilosophie an der klassischen Vorlage eines »Bedeutungsplatonismus« zwar auf überzeugende Weise die subjektivistische Vorstellung einer rein intentionalen »Anamnesis«, durch welche ideale Bedeutungen »aufgerufen« werden, und ebenso die ontologische Prätention, der zufolge Bedeutungen selbstständig existierende »Entitäten« (eben: Ideen) sein sollen. Aber selbst in der von Habermas vertretenen Version einer notwendigen, intersubjektiven *Idealisierung* der Bedeutungsidentität bleibt ein platonistischer Rest in Kraft: Habermas zieht aus dem Wittgensteinschen Argument der notwendig »öffentlichen« Regelfolge nicht die Konsequenz der Hermeneutik, dass jede Anwendung des Zeichens – wie minutiös auch immer – die Bedeutung des Zeichens (durch situative Rekursionen zwischen der Einheit des Zeichens und der Vielheit seiner Verwendungen) verschiebt. Dieser Gedanke ist ausgeführt schon bei Gadamer (1975), und er taucht unter anderen Vorzeichen (ständige Bedeutungs-Substitution ohne »originale« Bedeutung in der Semiosis) in der »Dekonstruktion« wieder auf (vgl. Derrida 1974, 1979; Butler 1998).

Die Verhaltensorganisation wird *selbstbezüglich*. Zunächst laufen Erlebnisse *rekursiv* ineinander, was der »Referenz« auf Externes vermittels Zeichen einen Ansatzpunkt verschafft. Erlebnisse werden Gegenstand sekundärer Erlebnisse im Zuge eines Rollenwechsels von somatischen, propriozeptiven »outputs«, die zu »inputs« der »Reiz-Verarbeitung« werden. Darauf baut die reflexive Beziehung auf, in der Erlebnisse dann »als« *eigene* Erlebnisse erlebt und von Tatsachen mit externem Sach-Ereignis-Bezug unterschieden werden im Sinne der »Ich-Welt«-Abgrenzung (vgl. dazu: Fonagy et al. 2015: 224ff.). Der etablierte Titel für diese Ausdifferenzierung eines derartig interiorisierten Selbstverhältnisses lautet: »Intentionalität« (Renn 2016c: 142ff.). Und diese *intentional* strukturierte Verarbeitung von Zeichen als (nun unsicheren, weil in Selektionsalternativen eingebetteten) Trägern von Bedeutung bedeutet dann – mit Seitenblicken auf Max Weber und Alfred Schütz (»Handeln« impliziert, dass Handelnde einen *subjektiven* Sinn mit ihrem Handeln verbinden, vgl. Schütz 2004) – dass sich die »Verhaltens«-Organisation zur Koordination des »Handelns« entfaltet haben muss.

4) Durch die Verbindung der die Gegenwart der Verwendung eines Tokens (z.B. einer Geste) transzendentierenden Implikationen: *Generalisierung*, *Zeitextension* der (relativ flüssigen) Identität des Types und *soziale Dimension* der zeichenvermittelten Handlungskoordination, verdichtet sich schließlich die Kontingenz der Verknüpfung von Zeichen und Bedeutung zur *sozialen* Kontingenz von *Handlungsoptionen* und ihrer Koordinationsform, die praktisch hinreichende Zuverlässigkeit gewähren soll. Der Sinn des Zeichens und die potentiellen Abweichungen entsprechender Zeichenbedeutungs-Selektionen durch mindestens zwei Träger der intentionalen Beziehung auf das Zeichen und seinen Sinn modifizieren auf diesem Wege die »objektive Kontingenz« der direkten Anbindung an die materielle Umwelt. Die Umpolung vermeintlich notwendiger Faktizität in unsichere, weil auch anders mögliche Aktualität variiert den Modus der Koordination des kooperativen Handelns in Richtung *kultureller* Kontingenz. *Kulturelle Kontingenz* resultiert aus der *Verlagerung* der Strukturgarantie (Koordination durch Erwartbarkeit typischer Handlungsssequenzen) aus der vordem biologisch konditionierten Abstimmung kooperativer Sozialität (genetisch verankerte Verhaltensdisposition) in das *Gedächtnis* der intentionall ausgerichteten Zeichenverwender. Das Bewusstsein übernimmt; und das wird möglich u.a. durch die Ausdifferenzierung von Retention und *Reproduktion* aktueller Erlebnisse (die rekursive Beziehung zwischen Erlebnissen steigert sich zur reflexiven und frei beweglichen intentionalen

Ausrichtung auf das »eigene Erlebnis«) und durch die Einordnung aktueller Erlebnisse in einen Zeithorizont zwischen Erinnerung und Erwartung.

Diese Verlagerung der Koordination aus der gattungseigenen »Ausstattung« in die gesteigerte und sinnbewirtschaftende (Loenhoff 2001), intentionale Selbstreferenz (so auch schon: Gehlen 1962: 62ff.) führt die Integration einer *kollektiven* kooperativen Praxis nun durch den »Umweg« der Koordination des Handelns durch die sekundäre – und das heißt: »kulturelle« – Abstimmung der reziprok als unsicher erfahrbaren Handlungserwartungen hindurch. Die Zukunft wird unsicher, diesmal aber nicht mehr allein wegen der Unwägbarkeiten von materiellen Umweltbedingungen, sondern aufgrund der sekundären, nämlich *kulturellen* Institutionalisierung von *Normen* des Handelns, die ihrerseits auf der zeichenvermittelten Abstimmung von intentionalen Erwartungshorizonten aufbauen muss (Parsons 1964, vgl. auch: Niedenzu 2012).

Normen kommen in der biologischen »Informationsverarbeitung« und in der instinktbasierten Verhaltenskoordination nicht vor, wenigstens dann nicht, wenn man bei der Verwendung des Begriffs der eigentümlichen »Existenz-« und Wirkungsweise von Normen gerecht wird. Normen können, müssen aber nicht befolgt werden, so dass sich auf der Unsicherheit der doppelt kontingennten Intentionalität (was ist gemeint, beabsichtigt, erlebt etc.) über der Grundlage natürlicher Dispositionen (über den implizit gewissen, weil wiederholt realisierten Routinen) sekundäre Selektionsverstärkungen aufbauen müssen, wenn denn »Ordnung«, d.h. die Beibehaltung etablierter Selektionsmuster, gewährleistet werden soll. Deswegen sind Normen mit Sanktionen bewehrt, die eine andere Wirkung als Selektionsverstärker haben als etwa Enttäuschungen von kognitiven Erwartungen (im Sinne von sachbezogenen Prognosen) oder vom Scheitern dispositional gesteuerter Aktionen (»Zweck-Verfehlungen«). Denn Sanktionen können nicht nur mit Annahme oder Ablehnung oder korrigierender Anpassung, sondern auch mit einem die Norm selbst problematisierenden *Widerspruch* beantwortet werden.¹³

13 Zu den bedeutendsten Möglichkeiten der Eröffnung von Kontingenzhorizonten, die durch den Zeichengebrauch emergieren, gehört deshalb die Negation. Aus dem objektiven Scheitern einer Erwartung (Irrtum) kann erst durch die Möglichkeit, etwas zu bezeichnen, die Virtualität eines nicht existenten, aber sinnhaften, also im Sinnmedium trotz Nichtexistenz implikationsreichen, Sachverhaltes entstehen (wie folgenreich diese Ausdifferenzierung eines semiotisch medierten Weltverhältnisses ist, zeigt sich in den Konsequenzen zugespitzt bei: Frege 1986: 40ff.

Entsprechende Widerspruchsmöglichkeiten (Negationen) variieren dabei innerhalb eines breiten Spektrums der Problematisierung. Es spannt sich auf entlang einer Achse zwischen den Polen der abstrakten und der konkreten Norm-Modifikation, und führt von der schlichten Negation (Bestreitung der Geltung) bis zur Ablehnung einer jeweils spezifischen *Normauslegung*. Allein die *sinnhafte* Modalität der normativen Handlungsselektion sorgt schon für die notorische Vieldeutigkeit der Sprachform der Imperative, die eigentlich Kontingenzen *reduzieren* sollten. Darum treiben normative Lösungen des Problems sozial-intentionaler doppelter Kontingenzen neue Problemlagen vor sich her (z.B. zuerst die *Differenz* von *Normauslegungsvarianten*, dann die Unsicherheit ihrer jeweiligen – wiederum kontingenenten – *Akzeptanz*). Auf den vorläufigen, normativen Lösungen des Problems gesteigerter Unsicherheit müssen und können deshalb schließlich weitere evolutionäre Entwicklungen der sozialen Organisation von Handlungskoordination aufbauen.

Wenn Normen das Handeln (indirekt, weil über die Anmutung der Präferenz für eine bestimmte Alternative) koordinieren, intervenieren irgendwann mit Sicherheit *Normauslegungs-Variationen* in die Stabilisierungsleistung. Darin liegt schon ein Keim der *sozialen Ausdifferenzierung* von Rollen, denen beispielsweise die Autorität zur *Normauslegung* bzw. zur Subsumtion von Ereignissen unter normativ konstituierte Falltypiken zugewiesen wird. Die ethologische »Universalie« der Rangordnungs-Kämpfe modifiziert und spezialisiert sich bei *sinnhafter Koordination* und bei weiteren Vorbedingungen zur dritten Instanz einer über den Parteien etablierten Streitschlichtung, deren funktionale Stelle in der Sozialorganisation den Boden bereitet für spezielle Rollen und hierarchisierte Positionen, bis hin zum früh-hochkulturellen »Priesterkönigtum« (so: Eder 1980).

Schon an früher Stelle komplexer Differenzierungsprozesse, d.h. im Zusammenhang mit Formen der Sozialorganisation von noch immer *geringer Komplexität*, stößt die Analyse deshalb auf die paradoxe, deshalb Unruhe stiftende und Dynamik anregende Gleichzeitigkeit von *Kontingenzerreduktion* und *Kontingenzerzeugung*. Schon in der Skizze früher »Entwicklungsstufen« der soziokulturellen Evolution tritt, anders als es die dominanten Narrative der Modernisierung suggerieren, an Stelle einer vermeintlichen Tendenz *gesteigerter Kontingenzerfahrung* die *Dynamik einer Kontingenzer-Verteilung* in Erscheinung. Der systematische Grund für diese paradoxe Folge der Umstellung auf das Medium symbolisch-sprachlicher Handlungskoordination liegt darin, dass Sprache, gerade in ihren primordialen Modi, eben nicht als Repräsentation von außersprachlichen Bezugsgegenständen betrachtet werden

kann, sondern als ein Medium ausgesprochen folgenreicher Selektivität. Deshalb können bereits einfache »Sprachspiele« nicht einfach als eine sequentielle Verknüpfung von »Realität« abbildenden Zeichen betrachtet werden; sondern sie müssen als Arenen habituell organisierter »Übersetzung« zwischen einem materiellen, einem intentionalen und einem semantischen Horizont der Objektidentifizierung gelten (Renn 2006: 198ff., Renn 2014a: 51ff.).

IV. Explikation des Impliziten: »Verfahren«, Techniken und Gesetze

Die basale Kontingenz der symbolisch vermittelten Formen der Handlungskoordination (erste Stufe der intentionalen-doppelten Kontingenz) macht es erforderlich, die Selektionswahrscheinlichkeit *bestimmter* und – bei geringer Komplexität der sozialen Organisation möglichst nur weniger – Alternativen des möglichen (über die Vieldeutigkeit des Zeichens als möglich präsent gehaltenen) Handelns zu erhöhen. Auf der Stufe rudimentärer Sozialorganisation geht es dabei um elementare Praktiken wie z.B. die schon physiologisch »angelegte« Verpflichtung zur zuverlässigen Arbeitsteilung und differenzierter Versorgung bei der Pflege des Nachwuchses (Niedenzu 2012).

Einfache Formen der sprachlichen, zeichenbasierten Sozialorganisationen vollziehen und entwickeln sich dabei im Medium einer, notwendig illiteralen »Sprachpraxis«. Das heißt, die Zuverlässigkeit des sprachlichen Mediums der Handlungsabstimmung beruht weitgehend auf der indexikalischen Direktanbindung des Sprachhandelns bzw. der »symbolischen Interaktion« an die zuhandene Umgebung (materielles Register) des situierten Handelns. Es ist also die immer *praktische* Desambiguierung der Zeichenbedeutungen auf der Basis geteilten impliziten Wissens und in den Reichweiten der sinnlichen Wahrnehmung (dazu ausführlich: Loenhoff 2001), die eine Verfestigung von Regelmäßigkeiten des Handelns ermöglicht, aus der heraus sich gewissermaßen *Muster* von normalen Handlungssequenzen bilden. Solche Muster haben insofern einen »objektiven« Status (einen, ihre tatsächliche Kontingenz abblendenden Nimbus der Alternativlosigkeit), als sich den Teilhabern an solchen regelmäßigen Praktiken die »Normalität« ihrer Routinen eben nicht als *kontingente* Normativität darbietet (Alternativen sind vorerst nicht »in Sicht«). Aber es handelt sich dabei um implizit *normative* (also: zurückweisbare und auslegungsverpflichtende) Erwartungsmuster, die wegen der strukturellen Ambiguität normativer Imperative (inferentielle

Opazität und Negierbarkeit) das Moment der Kontingenz einschließen. Das ergibt sich schon daraus, dass die praktischen Regelmäßigkeiten ihre Wirkung als stabile Muster *nur über den Umweg* durch die Verkörperung, d.h. durch die sinnlich-somatische Zwischenlagerung des Leibes zwischen materieller und intentionaler Sensualität (siehe: Bourdieu 1979) erzielen können. Dieser Umweg führt durch die praktische Routinisierung *intentional* verarbeiteter und durch die Zeit aufrechterhaltener *Erwartungen* hindurch. Frühe – im Medium des Zeichengebrauchs koordinierte – Formen der Sozialorganisation befestigen die Regelmäßigkeit der Selektionsordnung, durch welche de facto kontingente Handlungsoptionen durch Wahrscheinlichkeitsverknappung erwartbar werden, eben nicht mehr durch die direkte Imprägnierung des phänotypisch inkorporierten Genoms, sondern durch eine andere Art der Inkorporation: auf dem Umweg durch das implizite Wissen der einzelnen Teilnehmer (im Sinne von: Polanyi 1985) bildet sich durch den Einschleifungs-Effekt wiederholt erfolgreicher Sequenzmuster ein kollektiver »*Habitus*« (Bourdieu 1979).

Der *Habitus* muss die Unwägbarkeiten der kontingenten Verbindung zwischen Zeichen, Bedeutung, Objekten, Handlungsmustern und Handlungsoptionen auf *praktisch* hinreichende Weise kompensieren. Auf diesem Komplexitätsniveau beantworten deshalb verhältnismäßig rigide Ritualisierungen (siehe jetzt auch: Habermas 2012: 67) und sanktionsbewährte Routinen das Problem der Koordination. Dieses Problem hat sich durch die Freistellung der Handlungsoption von der Bindung der Reaktion auf den Reiz mittels der durch den Zeichengebrauch getragenen Entriegelung intentionaler Erwartungshorizonte überhaupt erst ergeben (so auch schon: Gehlen 1962: 57ff.); darauf muss nun die kulturelle Einschränkung von Optionen reagieren.

Unter solchen Bedingungen der Organisation sozialer Kooperation bildet das Verhältnis zwischen der *Freiheit* des Handelns und der *Zuverlässigkeit* der institutionalisierten Handlungsnormen zunächst ein *Nullsummenspiel*. Eine *Erweiterung* des Spektrums an möglichen »korrekten« Realisierungen normativ institutionalisierter Erwartungen (Handlungsspielraum, um nicht zu sagen: »Handlungs-Freiheit«), geht auf Kosten der Stabilität der durch diese Erwartungen und den Anschluss der *intentional* inkorporierten Orientierungen an kollektive *Habitus*-formate gesicherten Wiederholbarkeit eingespielter Praktiken. Die soziale Organisation der Lebensform steht hier an einer Wegscheide: auf der einen Seite liegt die Option der Steigerung von Sanktions-Rigidität (strikte rituelle Kohärenz und Tabuisierung jeder Abweichung); auf der anderen Seite steht die Verbreiterung des Spektrums der Ausführungs-

Varianz, die zu neuen Anwendungen vermeintlich konventioneller Regelmäßigkeiten bis an die Schwelle der Emergenz neuer Formen der Sozialorganisation selbst führen kann.

Dieser Widerstreit zwischen Stabilisierung und Variation der gesamten Form der Sozialorganisation ist ein längst und weithin viel beachtetes Phänomen. Anknüpfend an Malinowski hatte einst z.B. Talcott Parsons den Schub zur Fortentwicklung von Differenzierungsmustern zurück geführt auf die Spannung zwischen konträren funktionalen Erfordernissen (»Anpassung« und »Zielerreichung«), die auf jedem Niveau erreichter Binnendifferenzierung erneut auftreten muss. Auf der frühen Stufe dieser (von Parsons reichlich teleologisch ausgelegten) Entwicklungsfolge führt die Reaktion auf eine durch das Symbol und die Norm (nicht mehr durch die biologische Ausstattung) stabilisierte Koordination des Handelns zur Genese von Formen der vertikalen Differenzierung und zur Organisation von Legitimation und Stabilisierung von Asymmetrien innerhalb der Sozialorganisation (»Herrschaft«). Dadurch können z.B. Überforderungen der Sozialorganisation durch Populationswachstum nicht mehr nur durch Abwanderung und segmentäre Differenzierung bzw. Neubildung von Sozietäten, sondern durch »Schichtung« beantwortet werden. Hier wäre – mit verhältnismäßig starkem evolutionstheoretischem Schneid – die evolutionäre Schnittstelle zu lokalisieren, an der sich aus der Erweiterung der Kontingenztoleranz bezüglich koordinierender Normen unter Bedingungen der Asymmetrie Religion katalysiert (vgl.: Parsons 1996, Bellah 2011). Denn Religion kann als eine zunächst im praktischen Modus der Ritualisierung von Handlungsmustern und Rollendifferentialen vollzogene »Fusion« kosmologischer und immanent normativ koordinierender Selektionsroutinen gelten (Durkheim 2007, vgl. Habermas 2012: 5ff.).

Ein wesentlicher Effekt der Evolution »höherer« Formen der Handlungskoordination besteht im Lichte dieser Exposition also eben darin, das Nullsummenspiel zwischen Stabilität und Flexibilität (»Freiheit« zur Varianz) durch *Ausdifferenzierung* von Formen und Foren der Handlungskoordination in ein Verhältnis simultaner (und wechselseitig für einander Bedingungen der Möglichkeit bildender) Steigerungen zwischen diesen ausdifferenzierten Teildisziplinen zu überführen.

So geht Luhmann in seinen – wenigen – evolutionstheoretischen Ausführungen zur (Auto-)Genese der gesellschaftlichen Ordnungs-Form der funktionalen Differenzierung davon aus, dass die Beschleunigung kultureller Evolution im Zuge von Modernisierungsschüben durch die *Ausdifferenzierung*

von Evolutionsmechanismen zu erklären sei (Luhmann 1997). Ausdifferenzierte »Sub-Systeme« der Sozialorganisation können relativ entkoppelt von den Bestandserfordernissen eines Gesamtsystems normative Horizonte im Rahmen ihrer Sonderzuständigkeit variieren (so können z.B. religiöse »Experten« durch Freistellung von der Arbeit am »Stoffwechsel mit der Natur« Zeit und kognitiven Spielraum für die probeweise Variation des »kulturellen« Haushalts an Regelmäßigkeiten erhalten und – bei entsprechender Etablierung des Mediums – durch Schriftstudium den Vergleichshorizont erweitern). Solche probeweise durchgespielten, semantischen Variationen schaffen Raum für von der Probe auf Funktionalität zunächst befreite, explorative Explikationen des (inferentiell) impliziten Möglichkeitsraumes. Und diese Explikationen können bei entsprechend veränderten äußeren Bedingungen der funktionalen Passung »im richtigen Moment« schließlich zur Umstellung der Sozialorganisation herangezogen werden (im Sinne so genannter »pre-adaptive advances«, vgl. dazu, bezogen auf semantische Variationen: Luhmann 1981: 47f.). So erlaubt beispielsweise in der Explikation der Religiosität die zunächst »theologische« Variation der Abgrenzung der Einheit einer sozialen Gruppe (»Koinonia«, »Gemeinde«, »Ummah«) eine strukturell folgenreiche Umstellung der sozialen Kohäsion. Die Integration des Kollektivs wird hier von den Verwandtschaftsbeziehungen gelöst und auf ein (extensional) tragfähigeres Integrations-Format wie die Gemeinschaft der Gläubigen oder formal zur Mitgliedschaft in der Kirche ausgedehnt bis zu dem Punkt einer Ablösung der Sozietät von der Verwandtschaft in der gegenüber den Familien und Klientelverbänden abstrahierten »societas communis« (vgl. Parsons 1996: 44ff., Renn 2011), die eine schnellere, flexiblere und sachlich effektivere Verwaltung von sozialer »Zugehörigkeit« erlaubt. Aus der direkten sozialen Reziprozität wird formalisierte Rollen-Kompatibilität, wenn z.B. die rechtliche Konstitution eines formal abgegrenzten Gemeinwesens über das im Vergleich mit personalen Abhängigkeitsverhältnissen abstrakte Format des »Bürgers« geregelt wird und wenn diese Form der Regelung dann zurück in die Integration der Sozialorganisation interveniert.

Bevor allerdings die vergleichsweise späte Formation einer Handlungs- und Kommunikationskoordination durch »Funktionssysteme« (die nach Luhmann möglicherweise die einzigen Kandidaten für eine gesellschaftsinterne Sonderevolution darstellen, Luhmann 1997: 557ff.) diese Gleichzeitigkeit von Variationsverstärkung und Stabilitätszunahme in Regie nehmen kann, kommt bereits auf wesentlich geringerem Komplexitäts- und Abstraktionsni-

veau ein ungleich elementarerer Mechanismus der Explikation des Impliziten zur Wirkung.

Die sprachliche Praxis »früher« bzw. einfacher Sozialorganisationen lässt sich *nicht* – wie häufig geschehen – durch eine Rückprojektion der Eigenarten einer schon propositional-konzeptuell geformten (Sonder-)Sprachpraxis *literaler* Gesellschaften (Goody et al. 1991) bestimmen. Denn, wie gesagt, es beruht die symbolisch strukturierte Interaktion in den genetisch frühen Modi auf der praktischen Gewissheit habitualisierter Routinen mit jeweils direkter Situationsanbindung. Deshalb stellt der Übergang von einfachen Sprachspielen zu hochabstrakten Sprachformaten den Übertritt über eine ganz erhebliche Schwelle dar. Weil die geringe komplexe Kontingenzbewältigung einfacher Sozialorganisation durch die rituell *verknappeten* Chancen auf Bedeutungsabweichung qua performativer Sprachverwendung gekennzeichnet ist, stellt die »Explikation« des »impliziten Wissens«, z.B. die Kodifikation gewohnheitsrechtlich befestigter normativer Erwartungen, eine *umwälzende Umstellung* der Kontingenzbewältigung dar. Diese Umstellung kann sich *ex ante* als bloße Repräsentation des Etablierten, als Widerspiegelung des Vertrauten und als Artikulation des habituell Gewissen ausgeben. Sie erweist sich aber *ex post* betrachtet als folgenreicher *Umbau* der konkreten Sprachpraxis, die sich über die Umleitung der Koordination über den Umweg durch die *Abstraktionsform* der Sprache und der normativen Prinzipien hindurch verändert. Die sozial- und medienhistorisch zuerst sehr langsam anlaufende *Verschriftlichung* spezifischer Praktiken in frühen Formen der Sozialorganisation scheint zunächst bzw. *ex ante* nur zu verdoppeln, zu wiederholen, was ohnehin geschieht. Demgegenüber bewirkt die Etablierung des Schriftgebrauchs jedoch de facto langfristig einen *Formenwechsel* des sprachlichen Mediums und der Kommunikation und auch der sprachlichen Interaktion. Kern der Umstellung ist die Veränderung der Modalität der »Bedeutung« von Zeichen (Goody et al. 1991): aus der Gebrauchsbedeutung des habituell zuhandenen Zeichens (der »Umgang« mit dem Zeichen ist getragen vom *knowing how*) entwickelt sich qua Explikation und Abstraktion die (lexikalisch definite) wörtliche Bedeutung (Intension) und die begriffliche »Extension« eines vorhandenen (vergegenständlichten) sprachlichen Bedeutungsträgers. Dadurch werden ganz neue Formen der Kontingenzbewältigung und schließlich auch neue Aufdringlichkeiten des Kontingenzproblems angestossen. In den Worten Searles (1992) werden zunächst »regulative« (d.h. etablierte Praktiken nur »artikulierende«) Regeln zu »konstitutiven« (d.h. Praktiken erst ermöglichen) Regeln, sobald die in der Schrift *explizierte* Ge-

stalt des zuvor nur implizit Gewussten durch *Abstraktion* einen *verbindlichen* Charakter für neue Praktiken erhält, die sich vom Herkunftskontext und von der Explikations-Situation unterscheiden. Im Zuge dieser Übertragung, d.h. durch die Ausdehnung des Anwendungsbereiches der Regel (und der »*Bedeutungsnorm*« eines Ausdrucks), werden in diesen neuen Praktiken »*de jure*« (also dem Anspruch nach) Anwendungen einer situations-unspezifischen Regel zur Vorschrift gemacht. In der Lebensform verkörperte, in der fungierenden Intentionalität der Träger von Inkorporationen eingebettete Routinen, werden durch Explikation zu »*Verfahren*«. Verfahren machen nicht nur das implizit Normale zur ausdrücklichen Regel, sondern der Wechsel des Modus, in dem die Regel bestimmt wird, erlaubt Generalisierungen, die der bloß praktischen Proliferation kultureller Routinen gegenüber an Stabilität und Reichweite deutlich überlegen sind. Regelmäßigkeiten der sozialen Kooperation werden zu »*Regeln*« des Handelns *expliziert*. Die intentional im impliziten Wissen verankerte »*kulturelle*« Normalität kann selbst in einer reflexiven Aufstufung zum »*Gegenstand*« regelnder Eingriffe bzw. explizit geregelter Verfahren der Koordination werden. So differenziert sich mittels Kodifikation vormals eingespielter Routinen aus der implizit geregelten Konkurrenz um symbolisch konstituierte Positionen beispielsweise religiöse Autorität und schließlich »*Politik*« (im Sinne der *explizit* intendierten Einwirkung auf eine intentional koordinierte Praxis) aus.

Allerdings zieht dieser Wechsel des Regelmodus weitere und durchaus neuartige Einbruchstellen der sozialen Kontingenz nach sich, allein schon, weil die korrekte Anwendung der expliziten Regel nicht ein für alle Mal (explizit) *geregelt* werden kann (Wittgenstein). Während also praktisch verankerte, routineförmige kulturelle Muster sich in explizite Verfahren, in *technische* Anweisungen, »*Gesetzesformulierungen*« und schließlich in »*Theorien*« überführt sehen, steigt in den *Anwendungsbereichen* solcher expliziten Regeln, Verfahren, Techniken und Gesetze eben *durch* deren Etablierung und Vermehrung die Kontingenz wieder an.

Verfahren, Techniken und Gesetze geben Sicherheiten (Garantien der Wiederholbarkeit im Sinne der Reduktion prinzipieller sozialer, intentionaler und doppelter Kontingenz durch rigide Selektion wahrscheinlicher Anschlüsse und Fortsetzungen) durch Überführung unsicher verankerter, weil nur implizit gewisser, Routinen (Polanyi 1985) in abstrakt formulierte Vorschriften. Dabei unterscheiden sich Verfahren, Techniken und Gesetze durch die jeweilige Stellung, die eine abstrakt explizierte (d.h. auf generalisierte Ausdrücke gebrachte) Regel jeweils zu den Praktiken, auf die sie sich

bezieht, einnimmt. Techniken (jedenfalls im hier verwendeten Sinne des Ausdrucks) bleiben notwendig an das »materielle« Register (Renn 2006: 201ff.) des Umgangs mit »natürlichen« Prozessen und »Objekten«, also an Eingriffe in materielle Prozesse gebunden, auf welche die explizierten, symbolisch strukturierten Orientierungen referenziell bezogen sind, ohne dass sie diese selbst in einem radikalen Sinne »erzeugen« (Ackerbau, Metallurgie, Medizin etc.). Als Techniken transzendentieren sie jedoch zugleich diese Bindung an das materielle Register, sofern es sich um *kulturelle* Sequenzparadigmata und *symbolisch* bestimmte Ablaufmuster handelt, die als solche weitergegeben werden können (»kultureller Wagenheber-Effekt«), so dass Techniken kulturell sinnvolle Objekte in *dieser* Hinsicht eben doch erzeugen, oder besser: »konstituieren«.

Verfahren, von z.B. religiösen Ritualen, Formen der Streitschlichtung, Eheschließungen, »Frauentausch« und »rites des passage« bis zu Wahlverfahren und rechtlichen Prozessroutinen, beziehen sich im Unterschied zur Bindung der Technik an die Materialitäten bereits auf Kontingenzen einer Handlungs-Anschluss-Sicherung, die von »natürlichen« Prozessen und zuhandenen Objekten weitgehend entkoppelt sind und von diesen kaum mehr festgelegt, eingeschränkt oder gar determiniert werden.¹⁴ Sie sind insgesamt Institutionalisierungen, deren Bedingung der Möglichkeit Folge der Freistellung der sprachlich-symbolischen Koordination der Sozialorganisation von den Restriktionen der »ersten Natur« ist. Gesetze bilden anders als diese Verfahren sozusagen als Spitze der Explikation impliziter Routinen den Sonderbereich der zur »Theorie« gewordenen Verfahrensvorschriften, die sich von praktischen Verfahren durch die Unabhängigkeit ihrer Bedeutung von pragmatisch bzw. interaktiv vollzogenen und habituell inkorporierten Mustersequenzen unterscheiden.

14 Zwar sind z.B. physiologische Voraussetzungen der Reifung zum »Erwachsenen« nicht völlig bedeutungslos für Übergangsriten, aber diese Riten weisen eine solche kulturelle Varianz und vor allem eine konstitutive Referenz auf nicht-»natürliche« Eigenschaften der Person auf, so dass die Biologie nurmehr eine notwendige, nicht mehr aber eine hinreichende Bedingung für die *Spezifika* sozialer Verfahren der Aufnahme in den Kreis der »Erwachsenen« sind. Insofern regeln *Verfahren* solche Selektionsroutinen, die innerhalb des Kontingenzbereichs, der durch die doppelte intentionale (*soziale*) Kontingenz aufgespannt wird, nicht aber bereits die durch die oben so genannte basale Kontingenz gekennzeichnete Lage vor-symbolischer Umweltbeziehungen. Der ausgewachsene Löwe macht sich ohne Abschied auf den Weg; zum Herausforderer eines altgewordenen Rudelführers muss er nicht ernannt werden.

Ein Verfahren selegiert Handlungsoptionen effektiv, wenn und dann, weil es den Beteiligten bekannt, also durch etablierte Muster vertraut ist, nicht aber, weil die Beteiligten die »Theorie« kennen. Techniken – auch wenn sie um der kulturellen Proliferation willen schriftlich beschrieben sind – bedürfen der *praktischen* Verankerung in Kontexten routinierter *Anwendung* technischer Regeln in materieller Umgebung (worauf die Techniksoziologie – mit und ohne Latour – erst nach mühsamen Distanzierungen von einem rationalistischen Missverständnis der pragmatischen Kontexte technischer und wissenschaftlicher Innovationen hinweist, siehe: Rammert 2000). *Gesetze* jedoch stellen symbolische Generalisierungen von kausalen oder von konditionalen (vermeintlich notwendigen) Beziehungen zwischen *ebenfalls* generalisierten Klassen von Ereignissen dar, so dass die Selektionswirkung entweder von rechtlichen Gesetzen (*lex, ius, Maxime etc.*) oder aber von »Naturgesetzen« (die Trennung ist ihrerseits eine Folge der Ausdifferenzierung von Systemen unterschiedlicher Zuständigkeit für entweder normative oder kognitive generalisierte Erwartungen) eine sekundäre *Rückübersetzung* in praktische Kontexte der Sozialorganisation erforderlich macht. Deswegen ist der kulturelle Durchbruch zu symbolischen Generalisierungen von Abläufen der äußeren und der inneren bzw. der zweiten, oder sozialen »Natur« in Form der *Gesetzesaussage* auch ausgesprochen voraussetzungsvoll bzw. evolutionär unwahrscheinlich. So dauerte es, mit Rücksicht auf die Standarderzählung der okzidentalen Modernisierung, bis zum 16. Jahrhundert, bis das auf der Kumulation routinierten Wissens und verfeinerter Techniken beruhende Handwerk mit der zunächst ausdifferenzierten und von der Technik entkoppelten »Theorie« zur neuzeitlichen Wissenschaft fusioniert werden konnte (siehe: Mason 1961: 178ff.). Zuerst muss im ausdifferenzierten Kontext der »Gelehrtenstube« die Tradition, z.B. die aristotelische Doktrin, dass die Sterne einer anderen Mechanik als der Globus folgen, auf Abstand gebracht werden, um durch Variationen des Traditionsgutes auf den Gedanken stoßen zu können, dass die »Trägheit« und die Gravitation zusammen genommen elliptische Umlaufbahnen erzeugen. Und erst dann kann die mathematisierte Kosmologie mit den praktischen Erfahrungen der Militärtechniker, die Geschosse ins Ziel führen wollen, oder der Baumeister, die solche Geschosse abprallen lassen wollen, zum Typus der experimentellen Naturwissenschaft verschmolzen werden.

Zuerst, so könnte man etwas grobschlächtig zusammenfassen, musste sich der logos von der Rückbindung seiner Autorität an die *praktischen* Routinen freischwimmen, und die praktisch verankerte doxa als den Rechtferigungsgrund expliziter Aussagen entmachten (so schon in der klassischen

griechischen Philosophie, vgl. dazu: Snell 1986: 178ff.), um der Logik, dem kontemplativen, weil arbeitsentlasteten Geist der antiken Philosophie (der episteme) und später dem geoffenbarten Wort (der Patristik) Autorität zu verleihen. Und erst nach diesem Durchbruch zur Theorie, zur Metaphysik der Zeitlosigkeit des Idealen, wird die Rückübersetzung des nomos möglich, die zur institutionell befestigten Observanz strenger Imperative (im entscheidenden Zeitraum: »more geometrico«, siehe Husserl 1982) bei der praktischen Organisation der Techniken führt.

Damit Gesetze soziale Kontingenz bewältigen können, müssen Handlungen erst einmal in die Formate der generalisierten Ereignisklassen überführt, d.h. in der Regel »subsumiert« werden. Und diese Überführung muss wiederum hinreichend »regelmäßig«, d.h. unterstützt durch einen spezifischen (Experten-)Habitus, der sich der Reduktion der Kontingenz in Gestalt von Applikationsunsicherheiten annimmt, erfolgen können. Aber diese »tertiäre« Reaktion auf sekundäre Kontingenz (die Bewältigung der Kontingenz der Applikation von expliziten Regeln) ist bereits ein später Schritt. Er vollzieht sich auf den verschlungenen Pfaden, die ex post als »okzidentale« Modernisierung gedeutet werden, beispielsweise im Bereich der Jurisprudenz erst in der frühen Neuzeit. Die Normexplikation bei der Rezeption der Iustinianischen Textkorpora durch die »Legisten« in Bologna (Jansen 2019) wird, im Sinne eines »pre-adaptive advances«, zuerst zu einer probeweise vollzogenen Säkularisierung des Rechts. Aber sie nimmt Fahrt auf und bekommt strukturbildende Bedeutung, sobald die ersten Ansätze der Territorialisierung der Herrschaft ihnen eine institutionelle Resonanz verschafft, wenn also z.B. Juristen in der Verwaltung in strukturrelevantem Ausmaße Verwendung finden (siehe: Berman 1991).

Die Kontingenz-Bewältigung durch Institutionalisierung von symbolischen Abstraktionen erschafft neue Formen des Zeichengebrauchs; und darauf bauen Institutionalisierungen auf sowie Formen von Verfahren, Techniken und Gesetzen, die in einem *ersten* Schritt der strukturumbildenden Differenzierung z.B. die Unterscheidung und Trennung zwischen Routinen und expliziten Verfahren etablieren, damit etwa die Unterscheidung zwischen δόξα (doxa) und επιστεμέ (episteme) sowie zwischen τεχνή (techne) und νόμος (nomos). Den symbolischen Differenzen folgen Unterschiede und Abgrenzungen zwischen Kontexten der Handlungskoordination und dadurch wird die Überführung des Nullsummenspiels zwischen »Freiheit« und »Sicherheit« des Handelns in die wechselseitig ermöglichte, simultane Steigerung von institutioneller Stabilität und praktischer Varianz ermöglicht.

Es handelt sich hierbei um eine wirkliche Differenzierung von Handlungskontexten (und nicht einfach um eine Transformation des typischen gesellschaftlich normierten Handelns im Sinne der »Rationalisierung«), denn die Ausdifferenzierung expliziter Regeln (bis zur »Diskursivierung« der Praxis) besteht nicht in der *Ersetzung* von habituell gesicherter Praxis durch explizit geplante und Pläne konstituierende Verfahren. Die evolutionäre Transformation der Kontingenzverteilung besteht vielmehr in der *Ergänzung* von Räumen der Praxis durch Sonderkontexte abstrakter Regelung des Geschehens. Wieder müssen Regeln, auch wenn sie noch so präzise erscheinen, angewendet werden, so dass neben die Aspekte der Praxis, die in den Fokus der expliziten Koordination rücken, Zonen der Indifferenz treten, die ihrerseits aber die Regelanwendung als Horizonte der Praxis, die reguliert werden soll, beeinflussen. Darum können einerseits Verfahren und andererseits Praktiken in »Bodennähe« (in variabler Intensität) relativ unabhängig voneinander variieren (religiöse Virtuosen, später: finanziell abgesicherte Landadelige, können »Theorie« betreiben; Krieger und Bauern können in den Indifferenzzonen am Rande der formal regulierten Zugriffe durch Verfahren Praktiken minutiös und improvisatorisch *modifizieren*, ohne gleich die Stabilität der Sozialorganisation als Ganzer zu bedrohen).

Dadurch wird vor allem Zeit gewonnen, denn die Schleifen der Rückkopplung zwischen Praxis und formalen Verfahren sind wegen des Umwegs durch die Abstraktion und durch die Applikation so weit auseinandergezogen, dass mögliche Proben auf Kohärenz und Passung über weite Strecken ausgesetzt werden können. Bis die »Passung« zwischen Verfahrensregeln und praktischen Routinen »kippt«, so dass weitere Institutionalisierungen erforderlich werden, ist Platz für lange Perioden der Kumulation von Abweichungen (bis zum fernen Punkt des auffälligen Konflikts). Techniken werden etabliert, und die Ausdifferenzierung eines entsprechenden Expertentums, der dazu gehörigen Ausbildungswegen und –orte (technische Hochschulen), der Ökonomien in bereinigten Märkten und der politischen Absicherung der Ordnung der Verteilung von Erträgen (etwa Patentschutz) verlängern die Strecke von der technischen Modifikation der Arbeit bis zu den konkreten Wirkungen in der Praxis der Lebensführung so ausgiebig, dass die Rückrechnung der Fernwirkungen technischer Verdinglichung auf die typisch praktische Kontingenzbewältigung hoch voraussetzungsvoll wird, so dass eine Kritik an der »Entfremdung« durch technische Verdinglichung auf eine aufwändige intellektuelle Anstrengung angewiesen ist (Marx).

Objektiv kostet die technische Lösung des allgemeinen Problems der Unsicherheit sozialer Ordnung trotz vorläufiger Unsichtbarkeit der Implikationen notwendig einen Preis: das Anschwellen der Relevanz und der Auffälligkeit der *sekundären* Kontingenz, die sich im Verhältnis zwischen den expliziten Regel und ihren »korrekten« Anwendungen aufdrängt. Explizite Regeln können ja nicht regeln, was »genau« (im Horizont der *praktischen Handlungs Selektion*) als regelkonforme Applikation gelten kann (*Techniken* im hier gemeinten Sinne invisibilisieren zunächst dieses Problem der streuenden und nicht determinierten Anwendungen durch die materielle Verkörperung der Selektion von möglichen Abläufen in der Objektivität von Maschinen, Apparaturen und Programmen. Aber auch diese verkörperte Vorselektion möglicher Aktivitäten und Manipulationen der Materie erlaubt Zweckentfremdungen, unvorhersehbare Nutzung, Improvisation und Zerstreuung, siehe: Rammert 2000).

Deshalb sind Konflikte zwischen den Imperativen der Verfahrensregeln (Gesetze) und den Erfordernissen der Praktiken nicht zufällig, sondern geradezu programmiert. Insofern kann von einem evolutionären »Fortschritt« (abgesehen von allem, was sonst mit guten Gründen gegen eine teleologische Deutung der Evolution eingewandt werden kann) mit Bezug auf das Problem der Kontingenz-Bewältigung nicht wirklich die Rede sein, denn Kontingenz wird durch die Institutionalisierung abstrakter Verfahren und ihrer Artikulation in der expliziten Sprache bis hin zur technisch-mathematischen Formel nicht »abgebaut«, sondern eben »verlagert«.

V. Differenzierung als Kontingenzverteilung: Entlastung und Verselbständigung

Die Explikation des (in der koordinierten Performanz einer Sozietät) Impliziten ist eine Selektion aus dem Möglichkeitshorizont der Bedeutung von (für das Handeln relevanten) Zeichen, die durch Einschränkung Sicherheiten schafft und dadurch langfristig zum Aufbau von Strukturen beitragen kann. Als symbolische Generalisierung hebt sie aus dem Spielraum mannigfaltiger Gebrauchsbedeutungen, die einem Zeichen in der Kommunikation kraft der Vielfalt von wechselnden Situationsaspekten und wegen der Unsicherheiten intentionaler Mitwirkung an der Handlungskoordination zukommen können, durch Abstraktion einen *Sinnkern* heraus. Dieser Kern ist selbst nicht einfach eine »gegenständliche« Bedeutung (eine Idee, eine Substanz,

ein distinktes Referenzobjekt bzw. die Extension des Ausdrucks), sondern er gewinnt seine Einheit (d.h. seine für die Handlungskoordination konstitutive Unterscheidbarkeit und Wiedererkennbarkeit) durch das kohärente System von Differenzen zwischen allen Zeichen, die das explizite Sprachspiel konstituieren und von ihm konstituiert werden (wobei es sich im expliziten Modus um *begriffliche* Differenzen, also um Merkmalsunterschiede, die selbst *propositional* explizierbar sind und um explizit kontrollierbare inferentielle Beziehungen zwischen entsprechenden Sätzen bzw. Propositionen handelt)¹⁵.

Diese etwas sterile Andeutung einer sprachholistischen Bedeutungstheorie ist gewiss ergänzungsbedürftig; sie ist allerdings für die Frage nach dem Kontingenzbezug gesellschaftlicher Ordnungen unbedingt von Belang, sofern eine wesentliche Implikation dieses Sprachkonzeptes direkt auf die evolutive Dynamik gesellschaftlicher Kontingenzverteilungen hindeutet: Explikation und Abstraktion der symbolischen Infrastruktur einer sozialen Praxis sind keine »Repräsentationen« (Widerspiegelung oder Abbildung) der Praxis aus der sie hervorgehen, auf die sie sich beziehen und auf die sie schließlich rückwirken.¹⁶ Insofern markiert die Ausdifferenzierung einer abstrakten Sprache und symbolisch generalisierter Regeln des Handelns einen *emergenten*

15 Das heißt en détail: Ein Teil der Bedeutung eines Zeichens bzw. einer konkreten Zeichenverwendung (Type und Token) besteht in den inferentiellen Beziehungen, die eine Äußerung zu weiteren Äußerungen unterhält (eine Behauptung, »dass p«, macht die Fortsetzung durch eine weitere Behauptung, die impliziert, »dass nicht p«, unwahrscheinlich, so dass die Minimierung der Anschlusswahrscheinlichkeit von »dass nicht p« zur Eingrenzung der Bedeutung von »dass p« gehört, vgl. zur »rationalistischen« Varianten eines solchen Pragmatismus: Brandom 2001: 67ff. Auf diesem Wege lässt sich der Zusammenhang zwischen kommunikativer Kontingenz [wie geht es kommunikativ weiter?] und Selektionsverstärkung [Ausschluss vieler potentiell möglicher Anschlüsse] mit der Theorie der Zeichenbedeutung deutlich machen). Solche inferentiellen Beziehungen entsprechen nur auf der Ebene des expliziten Sprachspiels (annähernd) den Konsistenzanforderungen der Aussagenlogik (Brandom); auf der Ebene der Sprachperformanz, die durch *implizites* Wissen geleitet wird, regieren eher die unscharfen Normen der »konversationalen Implikatur« (Grice 1981), die kulturell hochvariabel sind, was z.B. an idiomatischen Wendungen und metaphorischen Zeichenverwendungen erkennbar ist, die sich in ihrer kommunikativen Rolle in der Regel nicht durch Explikationen ihrer »wörtlichen« Bedeutung ersetzen lassen.

16 Und diese Explikationen sind auch nicht, wie es in der okzidentalen Metaphysik seit der substanzontologischen Festlegung des *Wesens* einer Sache auf die zeitlose Einheit ihrer allgemeinen Idee unterstellt wird, die Freilegung des wahren und wirkenden Wesens, dessen Artikulation die einzelnen Merkmale und Eigenschaften von Ereignissen, Prozessen, Dingen und Personen erklären würde.

Übergang (Castañeda 1994; Heintz 2004; vgl. auch: Renn 2016a) aus der zuvor implizit bzw. habituell koordinierten Praxis in eine zuerst ausdifferenzierte und dann *verselbständigte* Form der Kommunikation. Die Explikationen haben Eigenschaften – z.B. eine begriffliche Struktur – die aus den Antezedenzbedingungen, aus den Charakteristika der implizit geregelten Sprachpraxis, nicht ableitbar sind und die in diesem Sinne eine kontingente Fortsetzung darstellen. D.h. *notwendig*, im normativen Sinne: *alternativlos verpflichtend*, ist das abstrakte Sprachspiel als evolutionär emergente Formatierung einer Lebensform erst ex post, also erst im Rückblick nach der Etablierung einer neuen Selektionsordnung.¹⁷

Die Überführung der Summenkonstanz von Stabilität und Freiheit (Nullsummenspiel zwischen Erwartungssicherheit als Kontingenz-Reduktion und Varianz als Kontingenz-Verstärkung) in ein Verhältnis wechselseitig ermöglichter Steigerungsfähigkeit ist überhaupt nur deshalb möglich, weil die Ausdifferenzierung zwischen Praxis und explizitem Sprachspiel auf einer Interdependenz-*Unterbrechung* beruht (denn anderenfalls ginge ja die Selektion durch Explikation *auf Kosten* der Varianzverstärkung in der praktischen Dimension). Das heißt, die explizite Norm regelt zwar dem Anspruch nach den Bereich des Handelns, als dessen Kodifizierung sie verstanden wird; sie steuert und determiniert aber diese Praxis nicht, schon allein deshalb, weil die typischen Handlungsformate, die Teil einer expliziten Regel sind, nicht

¹⁷ Das Moment der Kontingenz steckt also gewissermaßen in der evolutionären Trennung von »Genesis« und »Geltung«. Anschaulich wird dieser Zusammenhang wieder im Feld des Rechts: gewohnheitsrechtliche Normen, die typischerweise habituell – und eben nicht schriftlich – stabilisiert sind, koordinieren das Handeln auf der Basis impliziter Gewissheit (und sind u.a. deshalb mit moralisch-ethischen Geltungsimpulsen fusioniert, siehe: Durkheim 1992). Zwar sind sie sprachlich artikuliert bzw. artikulierbar, aber ihre inferentiellen Implikationen (was folgt aus der Norm hier und jetzt?) liegen nicht in explizit systematisierter Form, die primär das inferentielle Verhältnis der Rechtsregeln *untereinander* regelt, vor. Den Schritt zum rechtsimmanenten Kohärenzkriterium vollzieht erst der Übergang in die von der normativen Praxis entkoppelte Entwicklung zur Explikation, die ihren Scheitelpunkt in der vollständigen Positivierung des Rechts hat, von der an »Rechts- und Unrechtstatbestände« rein rechtsimmanente Entitäten sind, denen »draußen« in den rechtlich gesteuerten Kontexten der Praxis nichts entspricht (im Sinne von: Kelsen 1934). Diese Merkmale der rechtsimmanenten Handlungskoordination sind aus den Ausgangsbedingungen der okzidentalalen Rechtsentwicklung *ex ante* nicht ableitbar (Berman 1991); gleichwohl entfalten sie von der erfolgreichen (das heißt durch die soziale Umgebung hinreichend bestätigten) Institutionalisierung (Genesis) an eine strenge Verbindlichkeit (Geltung).

die Handlungsergebnisse in der implizit geregelten Praxis repräsentieren (so eben auch: Kelsen 1934). Letztere fallen nur aus der Perspektive der institutio-nalisierten Regulierung durch explizite Normen für diese Regulierung unter passend formatierte Fallkategorien. Die Falltypiken ziehen aber *de facto* – als selektive Kategorien – von den regelungs-unterworfenen Ereignissen allerhand »Konnotationen« ab bzw. unterschlagen die Spezifika und die indexikalisch bestimmten Feinheiten, die ihrerseits im Medium der *implizit* geregelten Praxis für die (für das Anschlusshandeln) hinreichende Desam-biguierung von Zeichen erforderlich sind (darum kann man nicht nach Rezept »gut« Klavierspielen oder nach ausdrücklichen Regeln das Witze-Erzählen lernen).

Die Umstellung der Handlungskoordination auf explizite Regeln erbringt einen Zuwachs an Kontingenz-Reduktion (und wird dadurch wahrscheinlich). Aber die Nutzung des dadurch erreichten Koordinationseffektes bedarf der »Rückübersetzung« in die Praxis durch die Praxis (Renn 2006: 443ff.), was an anderer Stelle neue Kontingenzen ins Spiel bringt. Weil also die Explikation des implizit regulierten Umgangs mit Zeichen eine *Übersetzung* ist (Renn 2006: 349ff.) und dann Rückübersetzungen verpflichtend macht, bewirkt die Ausbildung und Etablierung abstrakter Sprachspiele nicht einfach eine Reduktion der doppelten, intentionalen bzw. sozialen Kontingenz (etwa durch Festlegung und Einschränkung von Sinn- bzw. Anschlussoptionen). Sie be-wirkt vielmehr zugleich eine *Verlagerung* von Kontingenz an die Grenzstellen zwischen dem Expliziten und dem Impliziten, die sich aus der Differenzie- rung der Sozialorganisation in unterschiedliche Kontexte der Handlungsko-ordination überhaupt erst ergeben.

Formale Organisation und systemische Kommunikation sind in der Tat starke Selektionsfilter, die den Strukturaufbau der Gesellschaft erweitern und verfeinern sowie auf übertragbare und verallgemeinerungsfähige soziale und kommunikative Formen umstellen. Damit stellen sie gewissermaßen durch das Einziehen von kommunikativen Zwischendecken den Ausbau *spezialisierter* sozialer Räume auf stabile Fundamente (aus der einschränkenden Bedin-gung des kommunikativen Ausschlusses von Möglichkeiten, wird die ermög-lichende Bedingung für weitere, jetzt selektiv und durch Entlastung von al-lerlei funktionalen Anforderungen *negativ* fundierte Ausbauten: die abstrakt geregelte Arbeitsteilung und die Entlastung durch ausdifferenzierte Bereiche ermöglicht dann an anderen Stellen des sozialen Raumes die interne Ausdif-ferenzierung von Routinen innerhalb »freigestellter« Sonderkontexten). Aber formale Organisation und systemische Codierung können die Praxis nicht er-

setzen, sondern nur ergänzen, exogen formatieren (damit indirekt umstellen), negativ konstituieren (ermöglichen aber nicht steuern) und instruieren (d.h. mit übersetzungsverpflichteten Maximen adressieren), so dass der Abbau von Kontingenz an der einen Stelle (bei der Integration zuverlässiger Verfahren und Techniken) mit dem Zuwachs an Kontingenz im Bereich der Applikation von Verfahrensimperativen in der situierten Praxis vergolten werden muss.

Wegen dieses komplexen Aufbaus einer durch Ausdifferenzierungen gleichzeitig stabileren und flexibleren Sozialorganisation bleibt die Institutionalisierung von expliziten Sprachspielen, von Verfahren, Techniken und Gesetzen, eine ambivalente Errungenschaft: die Explikation von praktischen Regelmäßigkeiten durch abstrakte »konstitutive« Regeln befördert einerseits die Entlastung der Praxis und triggert damit kontextinterne Variationen. Andererseits macht die Arbeitsteilung zwischen expliziten und impliziten Koordinationsformen es wahrscheinlich, dass aus der »Instruktion« einer Praxis, einer Lebensform, eines Kontextes der Lebensführung durch organisationale Auflagen und systemische Imperative ein »Diktat« wird, das der praktischen Lebensform die *praxisfremden* Handlungsformate aufkroyiert. Das Gefälle zwischen Makro- und Mikroebene (zwischen gesellschaftsweit etablierten Systemcodes und situierten Praktiken) erzeugt bei wachsendem Problemdruck die Verführung, die Austauschform der Übersetzungen top down durch die Form der linearen Übertragungen zu ersetzen, oder zumindest das Austauschverhältnis durch einseitige Lastenverteilung in der wechselseitigen Übersetzung als ein solches Übertragungsgeschehen zu behandeln.

Eine lange Tradition der Gesellschaftstheorie und -kritik hat die Spuren dieses Diktats der Systemimperative als »Entfremdung« gedeutet: das klassische Muster liefert die Marxsche Analyse der Nebenfolgen kapitalistischer Produktion (Marx 1956). Das äußerst voraussetzungsvolle Syndrom aus generalisierten Verfahren (Produktion für einen »freien« Markt mit einem strengen, Traditionen »verletzenden« Zeitregime), abstrakten Techniken (Übergang von der Manufaktur zur industriellen Maschinen-Produktion in der Fabrik) und formalen Gesetzen (Eigentumsordnung und »doppelt befreites« Arbeitsvertrags-Verhältnis sowie die Warenform) untergräbt und zerstört nach Marx die (traditionale) Autonomie der praktischen Koordination des Handelns und der sozialen Beziehungen. Bei Marx heißt das, dass alles »Ständische« und Traditionale verdampft (Marx/Engels 1986). An die Stelle eines prekären Übersetzungs-Fließgleichgewichtes zwischen Praxis und abstrakter Handlungskoordination tritt die schonungslose Durchsetzung vermeint-

lich reiner »Zweckrationalität«. Wie die Kritische Theorie (Horkheimer/Adorno 1988) immer schon wusste, blieb der rationalistische Traum der kompletten Subsumtion praktischer Handlungskontexte und impliziten Wissens der Teilnehmer unter abstrakte Kategorien der rationalen Kalkulation stets ein, wenn auch hartnäckiger, Schein¹⁸. Das zeigt sich nicht nur aus der moralischen Perspektive, die gegen die Sturheit instrumenteller Rationalität den Imperativ einer irreduziblen *praktischen Vernunft* ins Feld führt (Habermas 1981). Sondern das folgt auch aus einer deskriptiven Untersuchung der Differenz zwischen systemisch induzierter »Klassenbildung« und praktisch integrierter, quasi *ständischer Gruppenbildung*. Aus der Perspektive einer »zweiten Moderne« wird diese *Differenz* zwischen systemischer Klassenbildung top down und praktischer Ständekonstitution bottom up im Nachhinein (notwendig erst ex post) als ein durchaus konstitutives, also für die Modernisierung ermöglichtes, Strukturmerkmal der *ersten Moderne* auffällig (Beck 1994). Die Fabrik und die bürgerliche Eigentumsordnung lösen zwar, verkürzt formuliert, in der Tat die »soziale Frage« aus, aber der direkten Ableitung des Formates praktischer Lebensformen aus den systemischen Imperativen (Klassenbildung) wirkt der Eigensinn der habituell-performativen Koordination der Lebensführung entgegen (*horizontal differenzierte Milieus*). Insofern ist mit den Faktoren einer Modernisierung, die durch die industrielle Revolution und durch die Verallgemeinerung des »dritten Standes« zum formalrechtlich konstituierten Bürger bestimmt sind, eben nicht alles »Traditionale« verdampft, sondern neben der Entfaltung systemisch codierter Kommunikationszusammenhänge und ihrer Sortierungseffekte (Märkte plus Ungleichverteilung, Staaten plus Herrschaftsdifferential, Rechtsordnungen plus Sicherung von Privilegien) bleiben soziokulturelle Milieus als Träger der Rückübersetzung abstrakter Koordination in die Praxis für die moderne Sozialorganisation konstitutiv (Renn 2014b).

Das Verhältnis zwischen performativ regulierten Kontexten des Handelns (unter modernen Bedingungen getragen von jeweils milieuspezifischen Habitus) und abstrakten Selektionsordnungen (die zugespitzt mit Luhmann als Funktionssysteme betrachtet werden können) ist – und bleibt – *ambivalent*, nicht zuletzt, weil es selbst »kontingent« ist. Das bedeutet auch, das Ausmaß an Asymmetrie zwischen, in Habermas Worten: »System und Lebenswelt«,

¹⁸ Auch wenn die empiristische Entscheidungstheorie munter innerhalb des Strahlenkranzes dieses Scheins weiter an der theoretischen Raffinierung von Modellen vermeintlich erklärmächtiger »rational choice« arbeitet (Esser 1993).

ist durch die Differenzierungsform selbst keineswegs festgelegt. Die Ausdifferenzierung abstrakter Koordinationsformen *entlastet* erst einmal die Praxis, indem Institutionalisierungen gewissermaßen höherstufige (weil im Sinne Luhmanns verselbständigte) Leistungen der »Hintergrundserfüllung« (Gehlen 1962) sichern und damit den Druck funktionaler Anforderungen aus dem unmittelbaren Aufgabenprofil praktisch integrierter Milieus und Interaktionsräume abziehen. Über viele Stufen der Übersetzung wirkt dies – höchst indirekt indessen – bis in die Individuen hinein: das staatliche Gewaltmonopol erlaubt es gewissen, und bald den typischen sozialen Milieus, auf die eigene Sicherstellung der physischen Wehrhaftigkeit zu verzichten: »Erziehungsstile« können Imperative der »Empfindsamkeit« übernehmen, »bürgerliche« Milieus erhalten soziostruktuell Spielraum für und sogar eine Prämie auf die Steigerung ihrer Resonanzfähigkeit für *personale* Innerlichkeit, die ihrerseits am Ende der Übersetzungskaskade aus der negativen Konstitution ihrer Teilnehmerrolle Freiraum für die *subjektive* Kultivierung einer in das Selbstverhältnis übersetzten, aber durchaus gesellschaftlich anempfohlenen Selbstverwirklichung erhalten.

Durch die Etablierung eines multipel differenzierten sozialen Raumes und der ihn durchziehenden Übersetzungskaskaden verändern sich also soziale Milieus einschließlich personal integrierter Mikromilieus in ihrem inneren Aufbau, so dass z.B. die typische Familienform und Geschlechterrollen, einschließlich der für diese dann typischen Fertilitätsraten, in modernisierten Regionen der Weltgesellschaft mitbestimmt werden vom Austausch der Nachwuchsvermehrung im familiären Oikos durch die Altersvorsorge mittels sozialstaatlicher und versicherungswirtschaftlicher »Alterssicherung«. Ab einem gewissen Schwellenübergang kosten Kinder dann mehr Geld (und »Selbstverwirklichungszeit«), als sie den Eltern voraussichtlich am Lebensabend »einbringen« werden. Gegen die strikte Kommodifizierung des Generationenverhältnisses steht dann allerdings ein anderer Effekt der strukturellen Umstellung, wenn nämlich andererseits Kinder selbst zu *Medien* der elterlichen Selbstverwirklichung geworden sind, so dass beide Entwicklungen zusammen, der Tendenz nach, schon aus Gründen der Konzentrationsökonomie, die Zahl des Nachwuchses niedrig halten.

Solche Veränderungen der Infrastruktur der zu Gruppen verdichteten Räume der Praxis setzen also im Verhältnis zwischen Herkunftsgruppe und Individuum *Kontingenz* frei: nicht die geburtsständische Positionierung, sondern die im Lichte von (systemisch codierten) Leistungskriterien bewertete

Bildungsbiographie entscheidet in zentralen Aspekten über den Lebenslauf (Luhmann 1989). »Individualisierung« ist die Formel für die gesellschaftliche Explikation der immer schon latenten Kontingenz der Person und ihr Einbau in die Kontingenzverteilung auf der Strukturebene. Deshalb ist der soziale Prozess der Individualisierung (nicht aber die psychische Dynamik gleichen Namens) als ein Syndrom aus systemischem Code, organisatorischem Programm, milieuspezifischem Schema und personal-intentionaler Typisierung nicht etwa als Siegeszug der »Idee« der »individuellen Freiheit« zu werten, sondern als eine evolutionäre Folge der Umstellung der Differenzierungsform und der Kontingenzverteilung in einer komplexer gewordenen Gesellschaft zu verstehen (Renn 2016b). Funktionale Differenzierung ist eine gigantische Delegations-Maschine, die unerhörte soziale Komplexität aus den Nahbereichen des kompakt situierten Handelns auslagert und für eine (wenn auch mitunter fatal trügerische) vergleichsweise luxuriöse Chance auf Indifferenz gegenüber gesamtgesellschaftlichen Kontingenzbewältigungs-Pflichten sorgt.¹⁹ Erst unter solchen Voraussetzungen kann »Privatheit« gegenüber vormodernen Bewertungen des politisch problematischen Rückzugs *positiv* konnotiert, wenn nicht gar zum eigentlichen Spielfeld des »guten Lebens« überhöht werden, auch wenn diese semantische Steigerung subjektiver Selbstreferenz auf deutlich ältere Probeläufe der Intimisierung sozialer Beziehungen in Sonderkontexten der Oberschicht-Kommunikation zurückgreifen können muss (Braunstein 1990: 574ff).

System und Organisation haben also entlastende, befreiende, freisetzende und am Ende der Kaskade personale Autonomie und Selbstreferenz negativ konstituierende Effekte. Andererseits aber wirken die scheinbar so dienstbeflissen, abstrakten bzw. systemischen Kontingenzbewältigungs-Apparaturen als, wie es Simmel und schon Marx formuliert hatten (Simmel 1989), »fremde« Mächte auf die Lebensführung von Individuen und Milieus ein, und sie setzen gerade wegen der Gewöhnungseffekte der funktionalen »Hintergrundserfüllung« irritierende Unsicherheiten und Kontingenzerfahrungen frei (so kann die Allokation von »Lebensmitteln«, symbolisch in der Fülle der Supermarktregale, hyperstabil erscheinen, während gleichzeitig

¹⁹ In diesem Sinne macht auch die Habermassche Rezeption der Marxschen Kritik an der »einseitigen« Rationalisierung (d.h. an der Reduktion der Aufklärung auf instrumentelle Vernunft) ihren Frieden mit der Komplexitätssteigerung der Moderne, wenn sie der Ausbildung von (nach Habermas normativ indifferenten) Funktionssystemen einigen Kredit hinsichtlich der Vernünftigkeit einräumt (Habermas 1981).

aber die Versorgung mit *Zahlungsmitteln* in gewissen Milieus prekär werden kann). Dabei ist nicht allein an die Kontingenz der individuellen Biographie zu denken, in deren Horizont die Einzelne ex ante nicht wissen kann, wohin sie der Weg führt (und überdies, weil traditionale Muster des »Lebenslaufregimes« eben »kontingent« geworden sind, wohin sie der Weg denn überhaupt – nach Maßgabe der vermeintlich *eigenen* Entscheidung – führen soll, vgl.: Giddens 1991: 181ff. und Renn 2016b). Strukturell schlägt eher die jetzt zur »Systemnotwendigkeit« gewordene *Rückverlagerung* von *Kontingenzrisiken* aus der systemisch gewordenen Koordination massenhaften und extensiv verknüpften Handelns in die Zielkontakte der abstrakten Regulation, das heißt in die Zonen der nach wie vor habituell und intentional koordinierten Bewältigung der *primären doppelten-intentionalen-sozialen Kontingenz*, zu Buche. Das Paradebeispiel liefern zweifellos ökonomische Krisen, bei denen im Unterschied zu Hungerkatastrophen, die primär auf Missernten zurückgehen (und die damit eine direktere Anbindung an die basale Kontingenz des »Stoffwechsels mit der Natur« unterhalten), »Arbeitslosigkeit« (die für traditionelle Vorstellungen eigentlich ein Segen sein könnte) zum *Problem* wird. Vom Standpunkt systemischer »Entlastung« (Reduktion der Kontingenz der Ressourcenallokation) aus betrachtet, treten, anders als bei der Kartoffelfäule, die Irland im 19. Jahrhundert noch auf »vormoderne« Weise erschüttert hat, *abstrakte Risiken* wie mangelnde »Liquidität« oder Geldmengeüberdehnung (Inflation) in den Vordergrund. Und die Delegation des systeminternen Kontingenzrisikos an die externen Kontexte performativ-habituell koordinierter Lebensführung nimmt dabei die gegenüber subjektiven Perspektiven ganz und gar indifferente Form der »Freistellung« auf dem Arbeitsmarkt an. Auf dem Feld der *sekundären Kontingenz* der (auf Inklusion bezogenen) Applikation von Verfahren der Arbeitsorganisation bewirken die Selektionsfilter der systemisch-abstrakten Koordination eine Übersetzung der (lebenspraktisch »sinnvollen«) Arbeit in einen metrisierten Faktor ökonomischer Kalkulation. Diese Transformation von personaler Aktivität in einen Kostenfaktor sorgt dafür, dass die *milieuspezifische* Bewertung der »persönlichen Arbeitsleistung« und ihrer biographischen Bedeutung aus dem Kreis der *systemisch* und organisational entscheidungsrelevanten Kriterien restlos ausscheiden kann. Wenigstens im »Wohlfahrtsstaat« versucht allerdings die *politische* Übersetzung der persönlichen Misere in die Semantik solidargemeinschaftlicher Umverteilung von Risiken dann wieder einen gewissen Druck auf die ökonomisch codierte Kommunikation aufzubauen. Doch auch dieser Druck kann Wirkung dort, wohin er zielt (in den Unternehmen), erst

entfalten, wenn die Intervention die moralische Aufladung abstreift und sich übersetzen lässt in einen eigenen Kostenfaktor.

Eine »fremde« Macht wird die systemisch codierte und formal organisierte Koordination gesellschaftlicher Handlungszusammenhänge aber auch im Bereich *politischer* Steuerung selbst, sobald ein gewisser Komplexitätsgrad der – durch problemlösende Ausdifferenzierung überhaupt erst ermöglichten – Interdependenzen (»Welt-Risiko-Politik«) das Zusammenspiel zwischen »Entlastung« und »Format-Diktat« in ein Dilemma laufen lässt: mit der Steigerung der administrativen Kapazität, hochkomplexe und sozusagen global extensive Kontingenzrisiken (Klimawandel, »Überbevölkerung«, kriseninduzierte Migration) zu bearbeiten, sinkt die *Transparenz* entkoppelter Politik aus der Sicht milieuspezifischer und interaktions-nah gelagerter Bereiche der Lebensführung (vor allem in möglicherweise überregulierten politischen »Mehrebenen-Systemen²⁰«), was – offenbar – »populistische« (also auf desperate Weise Komplexität reduzierende) Sehnsüchte nach der Rückführung von Übersetzungsverhältnissen in Formen der *Direktübertragung* zwischen Alltag und politischer Steuerung nährt. Inwieweit politische Systeme (im Sinne abstrakt regulierter Entscheidungs-Apparaturen, die Verfahren, Techniken und Gesetze einsetzen), das sekundäre Kontingenzproblem prekärer Applikation über die Grenzen zu Milieukontexten und personalen Selbstverhältnissen hinweg *auf diese selbst abwälzen*, das ist eine offene (trotzdem nur in Teilen eine »empirische«) Frage. Eine – faktisch durchaus sichtbare – Möglichkeit besteht jedenfalls im politischen Erfolg des so genannten »Populismus«. Populismus propagiert statt Sachlösung die imaginäre – bei Erfolg aber womöglich gewaltsam realisierte – Reduktion komplexer Übersetzungsverhältnisse auf eine »homogene« Sozialordnung, die gegenüber systemischer Eigenlogik wie gegenüber »intersubjektiver« und »interkultureller« Kontingenz höchst unduldsam ist. Nicht auszuschließen ist, dass als eine *systeminterne* Übersetzung des exogenen »Populismus« (d.h. einer milieubasierten Mentalität und Programmatik) die »autokratische« Variante der politischen Minimierung von Dissens-Risiken, jedenfalls

²⁰ Diese Mehrebenen-Systeme (Musterbeispiel ist, trotz *singulärer* Charakteristik, die Europäische Union) sind nicht nur *vertikal* differenziert in Strata inklusiv verschachtelter Zuständigkeitsbereiche, sondern überdies regional, was am Beispiel Deutschlands mit seiner im internationalen Vergleich extrem ausdifferenzierten *föderalen* Struktur besonders auffällig wird.

für eine gewisse Zeit Oberwasser bekommt. Soweit es sich bei der ordnungspolitischen Leitidee des politischen Populismus aber aus *strukturellen* Gründen um eine weitgehend *illusionäre* Umverteilung oder gar Minderung von Kontingenzen handelt, dürfte damit keine besonders nachhaltige, keine evolutionär aussichtsreiche, Antwort auf Komplexitätsprobleme zweiter Ordnung gegeben werden (auch wenn eine solche Einschätzung, die in der Sachdimension argumentiert, »politisch« wieder wenig nützt).

Prognosen sind kaum möglich, aber die riskante Kontingenzverteilung, die prekäre Balance zwischen einerseits der primären sozialen Kontingenz der interaktiven Abstimmung des symbolisch strukturierten Handelns und andererseits der sekundären Kontingenz, die aus dem Aufbau abstrakter, funktional entlastender Systemzusammenhänge hervorgeht, hat Formen der Sozialorganisation evolviert lassen, hinter die man, zumindest ohne eine katastrophische Disruption nach dem Muster eines »Faunenschnitts«, kaum zurück gehen kann. Bezogen auf modernisierte Formate des personalen Selbstverhältnisses (individuelle Identität) zeigt sich die Beharrungskraft evolutionärer Errungenschaften z.B. darin, dass Vertreter und Vertreterinnen einer »fundamentalistischen« Oppositionshaltung gegenüber komplexen Ausprägungen moderner Weltgesellschaft in der Regel den normativen Anspruch auf personale *Selbstbestimmung*, die paradoixerweise selbst ein intrinsisches Moment jener Ausprägungen sind, nicht aufzugeben bereit wären. Auch deswegen sind rhetorische Berufungen auf »Traditionen«, sei es in religiöser, völkischer oder nationalistischer Manier, gerade keine authentischen Wiederbelebungen »vormoderner« Lagen, sondern, wie Anthony Giddens bemerkt hat, modern imprägnierte und funktionalisierte Fiktionalisierungen einer Vergangenheit, die es nie gegeben hat (Giddens 1999: 51ff.). Die »Existentialisierung« der subjektiven Selbstverhältnisse (Renn 2016b), d.h. die relative Freistellung der Person von einer sozialisatorisch ab origo unvermeidlichen Direktanpassung an soziale Konventionen, hat einen markanten, *philosophischen* Ausdruck in der Explikation der »Geworfenheit« des »Daseins« gefunden (Heidegger 1984): »Das Dasein ist das Sein, dem es in seinem Sein um sein Sein geht«. Aber diese Sorge um sich selbst wird erst dann philosophisch auffällig und sie erhält erst dann auf egalitäre Weise Platz in den biographischen Sequenzen von allen, wenn die technischen Voraussetzungen (»Gestell«) und die sozialen Institutionen dafür gegeben sind, dass die phänomenologische Exaltation der Eigentlichkeit eben diese Voraussetzungen vergessen und später als die Herrschaft des »Man« schmähen kann.

Die Freistellung des »Subjekts« zum hermeneutischen Ich eines relativ freien Selbstbezugs setzt die Entlastung der personalen Teilhabe und Teilnahme an den milieuspezifischen Praktiken von den Restriktionen der ritualisierten Bewältigung primärer Kontingenz voraus. Und diese Entlastung ist erst durch die Auslagerung von Kontingenz-Bewältigung in die institutionalisierte abstrakte Handlungskoordination möglich geworden (und eben deswegen ist z.B. die archaisierende Kritik der Moderne in der Heideggerschen Philosophie eine zutiefst *moderne* Erscheinung). Die subjektive Person entfaltet, weil sie durch das Differenzierungsarrangement der Moderne »Zeit gewinnt« (wenigstens der Möglichkeit nach), ein Selbstverhältnis, das vor allem in seiner *zeitlichen* Orientierung (ekstatischer Horizont und praktisch existentielle Selbstdeutung vermittels des »Rücklaufs« aus einer selbst entworfenen Zukunft) eine synchronisierte Direktübertragung sozialer Rhythmen und Zeitregime unterbricht, und den Anteil der subjektiven Orientierung (Schütz 2004) an der sozialen Bewältigung von Kontingenz zu einem eigenen »Übersetzungsverhältnis« macht (Renn 2016c und 2006: 437ff.).

Aus diesen verschlungenen Bedingungslagen folgt, dass in diesem Differenzierungs-Arrangement nicht nur die Verpflichtung zur Rückübersetzung zwischen »System« und »Milieu« eine sekundäre Kontingenz auf den Plan ruft, sondern dass jetzt zunehmend die *Personen* als Kontingenz-Generatoren *auffällig* werden (man kann spekulieren, dass deswegen die Soziologie der Moderne so großen Wert auf die Figur der Sozialisierung bzw. Disziplinierung von subjektiven »Motiven« gelegt hatte, während z.B. die frühneuzeitliche Rechtsevolution bemerkenswert lang gebraucht hat, um die Bewertung der Strafwürdigkeit von der »objektiven« Tat und dem ständischen Status der Personen auf die »Motive« umzustellen, vgl. auch: Luhmann 1981).

Längst hat sich die »erste« Moderne, deren Zugriff auf die Person unter dem Titel der »Sozialdisziplinierung« noch als eine Art von Direkteinwirkung auf subjektive Selbstverhältnisse gedacht und beklagt wurde (so auch noch: Foucault 1976) weiterentwickelt. Sie ist zu einem Arrangement zwischen differenzierten Kontexten mutiert, in dem die Kontrolle der Kontingenz durch *subjektive* Abweichungen nicht mehr über Kontrolle und Begrenzung subjektiver Spielräume organisiert wird, sondern an die »Selbststeuerung« der Person selbst delegiert ist. *Verselbstständigt* haben sich deswegen nicht nur soziale »Systeme«, die zu Quellen sekundärer gesellschaftlicher Risiken geworden sind und sekundäre Kontingenz auf ihre »Zielkontakte« abwälzen, sondern verselbstständigt sind ebenfalls Personen, deren gesellschaftlich negativ kon-

stituierte Selbstreferenz mit einer Rückkehr zu einfachen Formen der Sozialorganisation nur schwer verträglich wäre.

VI. Kontingenz und eine andere »Dialektik der Aufklärung«

Wenn auch das Rettende dort wächst, wo Gefahr ist, dann resultiert die Gefahr im Rahmen der Evolution gesellschaftlicher Kontingenzverteilung doch zumindest auch aus dem Rettenden, das heißt aus der Institutionalisierung von Problemlösungen. So betrüblich der Befund ist, so endet die Dialektik der Aufklärung auch bei radikalem Kurswechsel nicht im allgemeinen Glück, sondern eher in der Transformation der Schwierigkeiten. Die Rückverteilung systemischer, d.h. sekundärer Kontingenz auf die systemexternen Kontexte der Lebensführung kann die Form der *Funktionalisierung primärer Kontingenzbe-wältigung* annehmen: Zwang und Kontrolle kommen deshalb nicht (mehr?) als die einzigen Formen der systemischen Zugriffe auf Milieus und Personen in Betracht, sondern vermehrt die »subsidiarisierende« Delegation der (sekundären) Kontingenzbewältigung an personale Übersetzungsleistungen. Bei dieser Verlagerung der Kontingenzbearbeitung an das intentional verfasste Ende der Übersetzungskaskaden wird das Versprechen auf (allerdings funktionale) individuelle Autonomie zugleich gegeben und gebrochen. Ein aktuelles Stichwort gibt dazu die soziologische Diskussion über Charakter und Formen einer ambivalenten »Subjektivierung der Arbeit« (siehe: Gottschall/Voß 2005; Pongratz/Voß 2003). Ist die Übersetzung wertschöpfender Lohnarbeit in das persönliche Abenteuer der Selbstwirksamkeit als eine Versöhnung von ökonomischem Wettbewerb und Selbstbestimmung zu werten (und vielleicht zu begrüßen), oder ist diese Verbindung als eine Kolonialisierung des individualisierenden Arbeitseifers durch projektförmige »Zielvereinbarungen« zu entziffern?

Die Mehrdeutigkeit des arbeitssoziologischen Beispiels variiert nur die Grundambivalenz der systemischen Effekte auf die Transformation der so genannten »Werte«: Paradoxerweise erzeugt auf lange Sicht erst die Ausdifferenzierung der funktional entlastenden abstrakten Koordination des Handelns genau jenen Freiraum der subjektiven Lebensführung (jene entriegelte primäre soziale Kontingenz), aus dem in einer eigenen Form der Explikation von impliziten Regelmäßigkeiten und »Normen« z.B. universalistische *moralische* Imperative hervorgehen können. Die Umstellung sozialer Milieus auf eine bereichsspezifische Kontingenztoleranz durch Kontingenzverlagerung in

die systemische Koordination führt im ersten Schritt der Modernisierung der Sozialbeziehungen zur relativen Freistellung der personalen Lebensführung von den Gruppenzwängen und der (rigide ritualisierten) sozialen Kontrolle ehemdem »traditionaler« Milieus. Aus dieser zunächst impliziten Transformation der performativ konstituierten »Individualität« speist sich dann – unter Bezug auf demgegenüber externe Entwicklungen (wie die Evolution des Rechts, Berman 1991) – die *Plausibilität* symbolisch generalisierter Normexplikationen wie dem »Naturrecht« und später den »subjektiven Rechten« (Luhmann 1981). Und diese – mindestens also auch auf die Ausdifferenzierung von »Systemen« angewiesene – Umstellung der *normativen* Infrastruktur der Lebensführung macht die normative Kritik an den Nebenfolgen der systemischen Koordination überhaupt möglich (bzw. »ideengeschichtlich« formuliert: »denkbar«). Dieser Zusammenhang nötigt also dazu, ein reichlich paradoxes Bild der Form und der Folgen der Kontingenzverteilung im Zuge der evolutionären Ausdifferenzierung von Formen der Kontingenzbewältigung zu zeichnen. Ein Indiz dafür, dass diese paradoxe Struktur einen Grund für die notorische Unruhe der gesellschaftlichen Evolution liefert, ist eine *Rückkehr* des *Nullsummenspiels* zwischen Freiheit und Sicherheit auf einer anderen Ebene.

Die Ausdifferenzierung abstrakt koordinierter Systeme der Kontingenzbewältigung überführt das Nullsummenspiel zwischen Freiheit und Sicherheit, zwischen Stabilität und Variabilität in ein Verhältnis sich wechselseitig voraussetzender Steigerungen. Aber der Zwang zur Rückübersetzung systemischer Selektionsleistungen in die Ebene der Praxis erzeugt schließlich mit Rücksicht auf die Personen ein *sekundäres* Nullsummenspiel: jetzt stehen sich die (durch systemische »Entlastung« garantierte) Gewährleistung von individuell-subjektiver Kontingenztoleranz (auf der Ebene primärer Kontingenz) und die Rückabwälzung der Risiken sekundärer Kontingenz auf eben diese Ebene in die Zuständigkeit der individuellen Person gegenüber.

Auch das ist eine Variante der »Dialektik der Aufklärung« (Horkheimer/Adorno 1988), sofern die evolutionäre Freistellung der subjektiven Selbstverhältnisse aus den Restriktionen der praktischen Bewältigung *primärer* sozialer Kontingenz ein Moment der praktischen Vernunft realisiert (d.h. im Sinne der Trennung von Genesis und Geltung aus der evolutionär erklärbaren Auskoppelung der »Individuen« mit guten Gründen einen Anspruch abzuleiten gestattet). Die Zweischneidigkeit dieser »Aufklärung« erfährt indessen eine andere Interpretation, sofern die Reflexion von einer dialektischen (klassisch also Versöhnungsaussichten transportierenden)

Perspektive auf die Figur eines evolutionär getriebenen und treibenden Umgangs mit Paradoxien umstellt. Im Gegensatz zur normativen Kritik an der (unvollständig projektierten) Moderne konstatiert die Analyse der *Kontingenzverteilung*, dass die soziale Dynamik der Ausdifferenzierung heterogener Formen und Institutionen der Kontingenzbewältigung zugleich die »Pathologie« und die Bedingungen der Möglichkeit, diese Pathologie zu erkennen und zu bewerten (gegebenenfalls zu »kritisieren«), hervorgebracht hat. Mit einem vollständigen Strömungsabriss der bis dato eher kontinuierlich erscheinenden Differenzierungsdynamik der (»modernen«) Weltgesellschaft, würden die Karten der Trennung von Genesis und Geltung sicher wieder neu gemischt. Ob also der universalistische Funke der Emergenz einer normativ (ex post tatsächlich *notwendigen* [!]) »subjektiven Freiheit«, mit einer Komplettumstellung gesellschaftlicher Kontingenzbewältigung restlos (also sowohl »epistemisch« als auch »ontologisch«) eines Tages wieder erloschen sein könnte, ob also der praktische Imperativ der Aufklärung – nun von einer solchen Zukunft aus ex post – als *kontingent* zu werten wäre, das bleibt ungewiss. Auch deshalb ist sich die Analyse von Kontingenzverteilung darüber bewusst, dass sie selbst contingent bleibt. Das aber ist kein Schaden, sondern – bei Lichte besehen – die performative Form einer immer provisorischen Bestätigung des Anspruchs auf theoretische Adäquanz.

Literatur

- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (1994): Jenseits von Stand und Klasse, in: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): *Riskante Freiheiten*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 43-61.
- Beck, Ulrich/Holzer, Boris/Kieserling, Andre (2001): »Nebenfolgen als Problem soziologischer Theoriebildung«, in: Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hg.): *Die Modernisierung der Moderne*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 63-82.
- Bellah, Robert N. (2011): *Religion in Human Evolution. From the Paleolithic to the Axial Age*, Cambridge, Mass.: Cambridge University Press.
- Berman, Harold J. (1991): *Recht und Revolution. Die Bildung der westlichen Rechtstradition*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1979): *Entwurf einer Theorie der Praxis. Auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Boyd, Robert/Richerson, Peter J. (2005): *The Origins and Evolution of Cultures*, Oxford: Oxford University Press.
- Brandom, Robert (2001): *Begründen und Begreifen. Eine Einführung in den Inferentialismus*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Braunstein, Phillippe (1990): Annäherungen an die Intimität: 14. und 15. Jahrhundert, in: Duby, George (Hg.): *Geschichte des privaten Lebens, Band 2: Vom Feudalzeitalter zur Renaissance*, Frankfurt a.M.: Fischer, S. 497-591.
- Butler, Judith (1998): *Hat spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin: Berlin Verlag.
- Castañeda, Hector Neri (1994): Superveniente Eigenschaften, Emergenz und die Hierarchie konkreter Einzeldinge, in: Pape, Helmut (Hg.): *Kreativität und Logik. Charles S. Peirce und das philosophische Problem des Neuen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 288-307.
- Derrida, Jacques (1974): *Grammatologie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques (1979): *Die Stimme und das Phänomen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques (1988): »Signatur, Ereignis, Kontext«, in: ders.: *Randgänge der Philosophie*, Wien: Passagen, S. 291-315.
- Dewey, John (1896): The Reflex Arc Concept in Psychology, in: *Psychological Review* 3, (1896): 357-370.
- Durkheim, Emile (1992): *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Durkheim, Émile (2007): *Die elementaren Formen des religiösen Lebens* (»Les formes élémentaires de la vie religieuse«), Frankfurt a.M.: Verlag der Weltreligionen.
- Eder, Klaus (1980): *Die Entstehung staatlich organisierter Gesellschaften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Eickelpasch, Rolf/Nassehi, Armin (Hg.) (1996): *Utopie und Moderne*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Esser, Hartmut (1993): *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*, Frankfurt a.M. [u.a.]: Campus.
- Fonagy, Peter/Gergely, György/Jurist, Elliot L./Target, Mary (Hg.) (2015): *Af fektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Foucault, Michel (1976): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2005): *Analytik der Macht*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Frege, Gottlob (1986): *Funktion, Begriff, Bedeutung*, Göttingen: Vandenhoeck-Ruprecht.
- Gadamer, Hans Georg (1975): *Wahrheit und Methode*, Tübingen: Mohr-Siebeck.
- Gehlen, Arnold (1962): *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*, Bonn: Athenäum.
- Giddens, Anthony (1991): *Modernity and Self-Identity*, Cambridge: Polity Press.
- Giddens, Anthony (1999): *Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gottschall, Karin/Voß, G. Günter (Hg.). (2005 [2003]): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zur Einführung, in: dies.: *Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag*, München/Mering: Hampp, S. 11-33.
- Goody, Jack/Watt, Ian/Gough, Kathleen (1991): *Entstehung und Folgen der Schriftkultur*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Grice, Paul (1981): »Presupposition and Conversational Implicature«, in: Cole, Peter (Hg.): *Radical Pragmatics*, New York: Academic Press, S. 183-198.
- Habermas, Jürgen (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns*, 2 Bnd., Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1985): *Der philosophische Diskurs der Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (2012): Von den Weltbildern zur Lebenswelt, in: ders.: *Nachmetaphysisches Denken 2*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 19-53.
- Heidegger, Martin (1984 [1927]): *Sein und Zeit*, Tübingen: Niemeyer.
- Heidegger, Martin (1953): *Die Technik und die Kehre*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Heintz, Bettina (2004): Emergenz und Reduktion. Neue Perspektiven auf das Mikro-Makro Problem, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 56, Heft 1, S. 1-31.
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (1988 [1944]): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Husserl, Edmund (1982): *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie*, Hamburg: Meiner.
- Husserl, Edmund (1991): *Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge. Husseriana Bd. 1*, Dordrecht [u.a.]: Nijhoff.
- Janik, Allan/Toulmin, Stephen (1985): *Wittgensteins Wien*, München: Hanser.
- Jansen, Nils (2019): Naturrechtstheorie als Krisensymptom? Zur Dogmatisierung und Verrechtlichung der Gerechtigkeit in der seconda scolastica, in: Gärtnner, Christel/Gutmann, Thomas/Mesch, Walter/Meyer, Thomas (Hg.): *Normative Krisen*, Tübingen: Mohr Siebeck, S. 75-95.

- Kalthoff, Herbert (2019): Materieller Sinn. Die Soziologie der Materialität und die Daseinsweisen der Dinge, in: *ZTS (Zeitschrift für theoretische Soziologie)* Bd. 2, 2019, S. 147-173.
- Kelsen, Hans (1934): *Reine Rechtslehre: Einleitung in die rechtswissenschaftliche Problematik*, Leipzig/Wien: Deuticke.
- Koselleck, Reinhart (1979): Einleitung, in: Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 1, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Loenhoff, Jens (2001): *Die kommunikative Funktion der Sinne. Theoretische Studien zum Verhältnis von Kommunikation, Wahrnehmung und Bewegung*, Konstanz: UVK.
- Lovejoy, Arthur O. (1936): *The Great Chain of Being: A Study of the History of an Idea*, Cambridge: Harvard University Press.
- Luhmann, Niklas (1981): Subjektive Rechte: Zum Umbau des Rechtsbewusstseins für die moderne Gesellschaft, in: ders.: *Sozialstruktur und Semantik*. Bd. 2, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 45-105.
- Luhmann, Niklas (1989): Individuum, Individualität, Individualismus, in: ders.: *Sozialstruktur und Semantik*. Bd. 3, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 149-259.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. 2 Bde, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2005): Weltzeit und Systemgeschichte. Über Beziehungen zwischen Zeithorizonten und Strukturen gesellschaftlicher Systeme, in: *Soziologische Aufklärung* 2, *Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 128-66.
- Lux, Vanessa (2017): Kulturen der Epigenetik, in: Walter, Jörn/Hümpel, Anja (Hg.): *Epigenetik. Implikationen für die Lebens- und Geisteswissenschaften*, Baden-Baden: Nomos, S. 135-159.
- Mannheim, Karl (1929): *Ideologie und Utopie*, Bonn: Cohen.
- Marx, Karl (1956): *Das Kapital*, MEW: Marx-Engels-Werke, Berlin/DDR: Dietz Verlag.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1986 [1848]): *Das Manifest der kommunistischen Partei*, Stuttgart: Reclam.
- Mason, Stephen F. (1961): *Geschichte der Naturwissenschaft in der Entwicklung ihrer Denkweisen*, Stuttgart: Kröner.
- Mead, George Herbert (1959): *The Philosophy of the Present*, La Salle, Ill.: Open Court.

- Nieden zu, Heinz Jürgen (2012): *Soziogenese der Normativität. Zur Emergenz eines neuen Modus der Sozialorganisation*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Parnes, Ohad (2013): Biologisches Erbe. Epigentik und das Konzept der Vererbung im 20. und 21. Jhd., in: Willer, Stefan/Weigel, Sigrid/Jussen, Bernhard (Hg.): *Erbe. Übertragungskonzepte zwischen Natur und Kultur*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 202–243.
- Parsons, Talcott (1964): Evolutionary Universals in Society, in: *American Sociological Review*, Jg. 29, Heft 3, S. 339–357.
- Parsons, Talcott (1996): *Das System moderner Gesellschaften*, München: Juventa.
- Pongratz, Hans J./Voß, Gerd Günter (2003): *Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen*, Berlin: edition sigma.
- Putnam, Hilary (2001): *The Threefold Cord. Mind, Body and World*, New York: Columbia University Press.
- Rammert, Werner (2000): *Technik aus soziologischer Perspektive 2. Kultur – Innovation – Virtualität*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Polanyi, Michael (1985): *Implizites Wissen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Rehmann-Sutter, Christoph (2017): Zur biophilosophischen Bedeutung der Epigenetik, in: Walter, Jörn/Hümpel, Anja (Hg.): *Epigenetik. Implikationen für die Lebens- und Geisteswissenschaften*, Baden-Baden: Nomos, S. 115–135.
- Renn, Joachim (2006): *Übersetzungsverhältnisse. Perspektiven einer pragmatistischen Gesellschaftstheorie*, Weilerswist: Velbrück.
- Renn, Joachim (2011): Handbuch-Artikel: »Gesellschaft/Gesellschaftstheorie«, in: Reinalter, Helmut/Brenner, Peter J. (Hg.): *Lexikon der Geisteswissenschaften*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau, S. 268–279.
- Renn, Joachim (2014a): *Performative Kultur und multiple Differenzierung*, Bielefeld: transcript.
- Renn, Joachim (2014b): Die Form des Milieus. Vergemeinschaftung, multiple Differenzierung und die tiefenhermeneutische Makroanalyse in: Renn, Joachim/Isenböck, Peter/Nell, Linda (Hg.): *Die Form des Milieus. Zum Verhältnis zwischen gesellschaftlicher Struktur, Differenzierungsform und Formen der Vergemeinschaftung. Sonderband 1, Zeitschrift für Theoretische Soziologie*. Weinheim: Juventa, S. 304–339.
- Renn, Joachim (2016a): Emergenz und aporetische Perspektivenübernahme: George Herbert Mead und die Aufgabe einer pragmatistischen Theorie der Subjektgenese, in: ders.: *Selbstentfaltung. Das Formen der Person und die Ausdifferenzierung des Subjektiven*, Bielefeld: transcript, S. 63–87.
- Renn, Joachim (2016b): Selbstbehauptung: postmoderne Fragmentierung oder Identität der Personen im Zeichen funktionaler Differenzierung? in:

- ders.: *Selbstentfaltung. Das Formen der Person und die Ausdifferenzierung des Subjektiven*, Bielefeld: transcript, S. 173-209.
- Renn, Joachim (2016c): Unstillbares Begehrn nach Identität und Verlust der Repräsentation: die relationale Psychoanalyse und die Quellen der Individuation, in: ders.: *Selbstentfaltung. Das Formen der Person und die Ausdifferenzierung des Subjektiven*, Bielefeld: transcript, S. 117-173.
- Schluchter, Wolfgang (1980): *Rationalismus der Weltbeherrschung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schulze, Gerhard (2003): *Die beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert?*, München: Hanser.
- Schütz, Alfred (1971): Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft, in: ders.: *Gesammelte Aufsätze*, Bd. 1, Den Haag: Nijhoff, S. 331-415.
- Schütz, Alfred (2004): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*, Werkausgabe, Bd. 2, Konstanz: UVK.
- Searle, John R. (1992 [1969]): *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*, Cambridge, Mass.: Cambridge University Press.
- Simmel, Georg (1989): *Philosophie des Geldes. Gesamtausgabe*, Bd. 6, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Snell, Bruno (1986): *Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entstehung des Europäischen Denkens bei den Griechen*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Tomasello, Michael (2002): *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Zur Evolution der Kognition*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Tomasello, Michael (2011): *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Osterhammel, Jürgen (2016): *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München: C. H. Beck.
- Vetlesen, Arne Johan (2020): *Cosmologies of the Anthropocene. Panpsychism, Animism and the Limits of Posthumanism*, London/New York: Routledge.
- Walter, Jörn/Hümpel, Anja (Hg.) (2017): *Epigenetik. Implikationen für die Lebens- und Geisteswissenschaften*, Baden-Baden: Nomos.
- Weber, Max (1980 [1922]): *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen: Mohr-Siebeck.
- Wittgenstein, Ludwig (1984): *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.